Rigolboche

Memoiren
der
Rigolboche,
erste Tänzerin
vom
Theater Délassements-Comiques
in Paris.

Geziert mit ihrem Portrait.



Zweite Auflage.

Berlin, 1861.
Julius Abelsdorff's Verlag.

Widmung.

An Mané

von der Independance Belge.

Ich widme Ihnen dieses Buch, weil Sie mir das Ihrige gewidmet haben, — ich kann eine Höflichkeit nicht annehmen, ohne dieselbe zu erwiedern.

Ich kenne Sie nicht und ich mag Sie auch nicht kennen, denn wenn ein Mann sich versteckt, so liegt der Grund darin, daß er kein schöner Mann ist.

Sie behaupten, mich berühmt gemacht zu haben. Dies ist vollkommen wahr und ich danke Ihnen dafür — die Dankbarkeit ist die Tugend der schönen Seelen.

Etwas jedoch müssen Sie zugestehen, nämlich, daß Sie, indem Sie an meiner Berühmtheit arbeiten, auch ein wenig an der Ihrigen gearbeitet haben.

Man kennt Sie, weil i ch existire.

Es ist die Eigenliebe, die aus mir spricht, nicht wahr?

Vielleicht; aber es ist rechtmäßige Eigenliebe.

In dem Prolog zu „La Toile ou mes quatre sous," welches Stück in meinem lieben Délassements-Comiques so oft gegeben worden, ist die Rede von einem gewissen Alcibiades, der sich dadurch einen Namen gemacht hatte, daß er seinem Hunde den Schwanz abschnitt.

Sie haben dem Ihrigen ebenfalls den Schwanz abgeschnitten, die Rolle des Vierfüßlers selbst aber habe ich gespielt.

Sie haben mich im Kreise herumgeführt, damit man mich besser sehen möge, und meine Kunstleistungen haben mehr Beifall gefunden als die Ihrigen.

Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß Sie in der Welt für meinen Geliebten gelten.

Es ist dies eine große Ehre, die man mir anthut.

Ihr Name ist für das ganze Leben mit dem meinigen verknüpft. Wenn Sie verheirathet sind, so wird dies in Ihrer Häuslichkeit einige Störungen herbeiführen.

Deshalb thun Sie mir leid; — indessen, was Sie an Eheglück einbüßen, wird Ihnen durch Popularität reichlich wieder ersetzt.

Wenn ich tanze, applaudirt man uns allen beiden.

Eines schönen Morgens ist Ihnen eine Idee durch den Kopf gegangen.

— Wenn ich — haben Sie bei sich selbst gesagt — um meine Mitbürger anzustacheln, eine irdene Statue neben der ihrigen errichtete und wenn ich diese Statue fester und dauerhafter machte als die marmornen — wie wäre das?

Und sofort haben Sie die Hand in den Thon gesteckt und meine Berühmtheit ist fertig.

Jetzt sehen Sie aber einmal Ihre Hände an?

Ihre Mitbürger haben über Sie gelacht; sie hätten aber weinen sollen.

Ich bin Ihr Geschöpf; ich gehöre Ihnen an! Sie sind mein Vater.

— Guten Tag, Papa Mané.

Auf diese Weise sind Sie gezwungen, die Widmung meiner Geständnisse anzunehmen, und so lange als dieses Buch lebt, sind Sie der gute Mané der kleinen Rigolboche.

Das ist freilich hart!

Sie haben die Eigenliebe der hochmüthigen

Leute Ihrer Zeit zu demüthigen geglaubt, indem Sie meinen Ruhm neben den Ihrigen stellten.

Sie haben aber gar nichts gedemüthigt. Sie sind blos mit mir auf das Piedestal gestiegen, welches Sie mir errichtet haben.

Fürchten Sie nicht herunterzufallen — es ist Platz für uns beide da.

Dahin haben Sie es bringen wollen und es ist Ihnen vollkommen gelungen.

Ich rede ziemlich offen mit Ihnen, aber dies liegt darin, daß ich Ihrer Zuneigung sicher bin. Ich benutze die Schwäche, welche Sie für mich haben.

Uebrigens sind wir einander ja nichts schuldig, — nicht einmal Achtung.

Sie haben sich meiner bedient, um sich einen Namen zu machen, und Sie haben mir einen gemacht. So gleicht die Sache sich aus.

Ich bin eine tanzende Manon Lescaut.

Sie sind mein Chevalier des Grieux.

Ihre ganz ergebene luftspringerische

Margarethe Rigolboche.

Rigolboche's Memoiren.

Erstes Kapitel.

Warum ich das Recht habe, mein Bekenntniß zu veröffentlichen. — Die Academie beansprucht mich. — Pater Lacordaire. — H. Louis Veuillot und ich. — Die „Hindinnen"-Geschichten. — Wer daran glaubt. — Reden wir doch die Wahrheit. — Ein Fingerzeig. — Béranger. — Was wir den Herren Alexander Dumas Sohn und Theodor Barrière zu verdanken haben. — Wie man uns behandeln sollte. — Warum die schon genannten Herren Dumas Sohn und Theodor Barrière für die Moral arbeiten. — Der Ort meiner Geburt. — Meine Tante und H. Jules Janin.

I.

— O Rigolboche veröffentlicht ihre Memoiren!

— Warum nicht, meine Liebe? Was kann Dir das verschlagen? Habe ich nicht eben so viel Recht dazu als Andere?

— Gewisse Leute haben ein Vergnügen darin gesucht, mich berühmt zu machen. Es ist ihr eigener Schaden, denn ich bin nun ihres Gleichen. Ich beute meine Berühmtheit aus. Spröde Damen und ernste Männer mögen sich an meine

Lobredner halten, welche sehr geistreich zu sein glaubten, indem sie mich verherrlichten. Jetzt, wo die Sache gemacht ist, würde ich nicht in das Dunkel zurückkehren und wenn man mir ein Hotel und Equipage böte.

Wohlan, meine Herren, ein wenig Platz, wenn ich bitten darf! Ich gehöre zu dem geheiligten Bataillon der Berühmtheiten, ich bin Ihr Kamerad, ich kann Sie „Du" nennen und „wir" sagen, wenn ich von den Pariser Celebritäten spreche.

Es fängt dies an, Ihnen wunderlich zu erscheinen, nicht wahr?

Und dennoch ist es so.

Das kommt davon, wenn man mit Mama Reclame spielt.

II.

— Aber warum wollen Sie schreiben? Was gedenken Sie zu erzählen?

Ich weiß es selbst nicht — Alles, was man will — mein Leben, meine Eindrücke, meine Erfahrungen, alles, was mir durch den Kopf gehen wird. Ich will Schriftstellerin werden. Ich habe Lust, der Academie anzugehören.

Wir kennen ihre boshaften Scherze und sie wären fähig, mir selbst zum Eintritt behülflich zu

sein — zum Eintritt in diese famose Academie, welche, wie man mir sagt, sich ganz in der Nähe der Bäder Quarnier befindet.

An diesem Tage würde es hübsch werden!

Ich werde den Pater Lacordaire tanzen lehren — unentgeldlich.

III.

Aergerlich ist es mir, daß Herr Louis Veuillot noch nicht meine Bekanntschaft hat machen wollen. Er hat mir immer sehr gefallen, dieser Mann.

Er erhebt die Stimme, ich hebe das Bein — wir sind geschaffen, einander zu verstehen.

Mané, vergessen Sie nicht, mich bei der ersten Gelegenheit Herrn Louis Veuillot vorzustellen, verstehen Sie mich?

IV.

Wird es Sie auch amüsiren, wenn ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzähle?

Es wäre interessant, wenn ich einer Menge Freundinnen von mir nachahmen wollte, welche einen Wust weinerlicher Geschichten über sich selbst erfunden haben, um damit ihren schlimmen Lebenswandel zu entschuldigen.

Ich bilde mir ein, eben so viel Phantasie zu besitzen als alle diese Damen, und nichts wäre mir leichter, als die unglücklichen Schicksale zu erzählen, die ich in meiner Kindheit erduldet haben muß.

Ich könnte von einer bösen Stiefmutter sprechen, die mich prügelte, mich mit Schwarzbrod und schmutzigem Wasser ernährte und dreiundzwanzig Stunden täglich arbeiten ließ.

Ich könnte die gefühlvollen Gemüther zu Thränen rühren, wenn ich Ihnen die Geschichte einer regelrechten Verführung erzählte, oder die Geschichte eines blonden jungen Mannes — des Herzbuben — der mich verlassen, nachdem seinetwegen meine Familie ihren Fluch über mich ausgesprochen.

Ich könnte in meiner Erzählung einen Mann vom Lande — den Piquekönig — anbringen, der mich dem Tode entrissen und aus dem Wasser gezogen hätte, ohne in einer schönen Anwandlung von Uneigennützigkeit die fünfundzwanzig Franks Prämie zu beanspruchen.

Aber Alles dies ist so alt und so abgedroschen, daß ich wider Willen lachen würde, wie eine Närrin auf der vierten Galerie — und der Leser auch.

V.

Dennoch aber sehe man, wie sonderbar die Menschen sind! Es giebt sehr wenige, die sich nicht durch solche Rührdramen fangen ließen. Sie weinen mit den Schlachtopfern; sie entschuldigen ihre Fehltritte und gestatten ihnen, ihr kleines Geschäft als arme Verlassene fortzusetzen.

— Die Gesellschaft ist Schuld, sagen sie, indem sie sich die Augen trocknen; sie stößt die Sünderin zurück und hat um keinen Preis Erbarmen mit ihr.

Wie abgeschmackt!

VI.

Was mich Wunder nimmt, ist der Mangel an Freimuth und Energie bei diesen Damen. — Warum reden sie nicht die Wahrheit? Warum sind sie nicht aufrichtig und sagen rund heraus wie es ist?

Wir sind Schlachtopfer aus Beruf.

Warum?

Weil es einmal unser Schicksal ist und weil das seidene Kleid leichter zu verdienen ist als das wollene.

Das wäre weit besser gesagt und Ihr wäret deswegen nicht weniger angesehen.

Im Gegentheil.

VII.

Man nimmt uns zu sehr von der ernsthaften Seite — das ist es eben. Die galanten „Zigeunerinnen," um mich eines jetzt modegewordenen Ausdrucks zu bedienen, sind nicht wirklich das, wozu man sie macht und wozu man sie machen wird. Außer dem socialen Gesetz stehend, ist unser Wahlspruch dennoch nicht Ruin und Verschwendung, sondern Leichtsinn und Freiheit. Wir thörichten Jungfrauen verlangen weiter nichts als Champagner, Heiterkeit und die Erlaubniß, Alles zu sagen. Wir lieben den Luxus blos, weil unsere „ernsten Beschützer" ihn anbeten — wir sind blos Koketten, weil man es von uns verlangt.

Wo wäre unter meinen Kolleginnen die, welche nicht oft an das Tüllhäubchen, an das Jaconetkleid und an die Liebe in einer Mansarde gedacht hätte?

Wir lieben alle Béranger.

Es ist dies vielleicht ein Unrecht, sicherlich aber ist es kein Verbrechen.

VIII.

Wenn Schriftsteller von Talent — Alexander Dumas Sohn, Theodor Barrière und Lambert Thiboust — uns harte Dinge an den Kopf geworfen, wenn sie ihr Gehirn angestrengt haben, um uns vor allen Leuten zu sagen, was wir sind, — als ob wir selbst das nicht besser wüßten als sie, — so haben sie nach meiner Ansicht eine schauderhafte Dummheit begangen. Sie haben uns, so zu sagen, heilig gesprochen. Wir waren weiter nichts als Loretten, sie haben „Marmordamen" aus uns gemacht; wir wollten weiter nichts sein, als „Hindinnen," sie haben uns in Baroninnen von Ange verwandelt, und Marmordamen und Baroninnen von Auge sind den Augen moralischer Famlienväter als Eindringlinge erschienen, vor denen man sich nicht blos hüten, sondern die man im Interesse der Gesellschaft vernichten müsse.

IX.

Hochtrabende Worte für Dummheiten, gezogene Kanonen gegen eine Armee von wehrlosen hübschen Mädchen — es ist beinahe gegen alles Völkerrecht.

X.

Uebrigens würden wir unrecht daran thun, wenn wir uns allzusehr über diese liebenswürdigen Schriftsteller beschweren wollten. Ihre Werke haben das Gute, daß sie unser Glück gemacht und daß wir niemals wirksamere Reclamen gehabt haben.

Gesegnet seien sie daher, diese geistreichen Schriftsteller; sie mögen aber nur nicht thun, als arbeiteten sie für die Moral.

XI.

Sie kommen mir vielmehr vor wie junge Leute, welchen die „Frauen" zuweilen Moral gepredigt haben, was auch sehr leicht sein kann.

XII.

Ich bin in Nancy geboren.

XIII.

Ohne zu wissen wie, sah ich mich mit sechszehn Jahren in dem Casino-Cadet.

Ich habe den Tanz von jeher geliebt. Mein Vater behauptete, meine Mutter habe sich an Markouski versehen. Meine Eltern sind stets sehr

gut gegen mich gewesen. Meine Tante ist entzückt über meinen choreographischen Ruf; sie sammelt alle Journale, die von mir sprechen.

Man nennt sie Madame Rigolboche in unserm Quartier und Niemand weigert sich, ihr Glauben beizumessen.

Sie ist mit meiner Berühmtheit so zufrieden, daß sie ganz wüthend wird, wenn man nur thut, als wollte man den Schnürsenkel meines Stiefels anrühren.

Neulich wollte sie Herrn Jules Janin die Augen auskratzen, weil er sich erlaubt hatte, einige Bemerkungen über mich zu machen.

Es kostete mir ungeheure Mühe, sie davon zurückzuhalten.

— Laß ihn doch, sagte ich zu ihr; er weiß nicht, was er spricht, der arme Mann!

Zweites Kapitel.

Die Neugier der Männer. — Was mich bewogen hat, den „Pfad der Tugend" zu verlassen. — Die Liebe zu einer Pendeluhr. — Die Wirkung einer Erinnerung. — Der Teufel. — Herr Prosper. — Die Augen eines alten Mannes. — Eine neue Manier, die Maßlieben zu entblättern. — St!

I.

Die Männer haben eine sehr unangenehme Manie. Sie sind neugierig wie Crinolinen.

— Wie sind Sie denn auf Abwege gerathen? fragen sie alle.

Was geht denn das diese Menschen an?

Man geräth auf Abwege, wenn man nicht genug Geld verdient — damit ist alles gesagt.

II.

Das, was mich in den „Abgrund der Schande" gestürzt hat, ist die Uhrmacherkunst.

Als ich in Nancy wohnte, hatte ich ein Zimmer von betrübender Bescheidenheit. Dennoch war ich damit zufrieden; es war so sauber, so sorgfältig in Stand gehalten, meine Fenster waren so reichlich mit Blumen geschmückt, daß ich mir darin gefiel.

Wie ändert man sich doch, wenn man alt wird!

Eine Pendeluhr fehlte zur Ausschmückung meines Zimmers. — Meine Nachbarin, die glücklicher situirt war als ich, besaß eine Wanduhr, welche ein Gegenstand meines Neides war.

Ich hätte alles für eine Pendeluhr hingegeben. Dieser Wunsch war so heftig geworden, daß ich davon träumte. Ich fing an zu sparen.

Ich verdiente zu jener Zeit ungefähr zehn Sous täglich. Selbst aber wenn ich die Gesetze des schmutzigsten Geizes beobachtet hätte, wäre es mir doch kaum möglich gewesen, mehr als zwei Sous täglich bei Seite zu legen.

Ich hätte vor Verdruß sterben mögen.

Und die Pendeluhr ging mir immer mehr und mehr im Kopfe herum.

Mein Gott, sagte ich zu mir selbst, was soll ich thun, um einen solchen Schatz zu erlangen, um auch das Vergnügen zu genießen, „meine" Pendeluhr schlagen zu hören, sie aufzuziehen, ihrem Gange zu lauschen! Eine Pendeluhr, dies ist beinahe eine Gesellschafterin, welche lebt, welche guten Rath giebt, welche spricht! Wenn ich eine hätte, so glaube ich, würde ich mich weniger einsam fühlen.

III.

Ich bitte um Erlaubniß, eine Pause zu machen, um mich dem wahnsinnigen lauten Gelächter hinzugeben, zu welchem diese Erinnerung mich reizt.

Wie dumm ist man mit fünfzehn Jahren!

Uebrigens beweist nichts, daß dieses Lachen nicht eine Thräne verberge.

Die Jugenderinnerungen haben das Eigenthümliche, daß wenn man darin wühlt, man immer einen Eindruck findet, welcher viel Aehnlichkeit mit den Regenschauern des Märzmonats hat.

IV.

Mein Neid war unversöhnlich. Seit jener Zeit habe ich ungeheuer viel über dieses Abenteuer nachgedacht und die Ueberzeugung gewonnen, daß bei dieser Versuchung der Teufel die Hand mit im Spiele hatte.

Ich glaube an den Teufel. Er hat gar zu viel für mich gethan!

Der Weg war nämlich vollkommen bereitet und der Satan hatte weiter nichts nöthig, als zu erscheinen und die Früchte seines Thuns zu ernten.

V.

Es war eines Sonnabends. Ich arbeitete an meinem Fenster. Die Pendeluhr beschäftigte mich immer mehr und mehr. Plötzlich ward an meine Thür gepocht.

Ich war zu sehr Grisette, als daß der Schlüssel nicht im Schlosse gesteckt hätte. — Die Thür öffnete sich und ein Mann, der einen mit einem grünen Tuche bedeckten Gegenstand unter dem Arme trug, erschien auf der Schwelle. Dieser Mann war Herr Prosper.

Herr Prosper war mein Nachbar. Er war fünfzig Jahr alt, schien aber sechszig zu zählen. Er war kahlköpfig und von abstoßender Häßlichkeit. Ein besonderes Kennzeichen hatte er insofern, als man mitten in seinem Gesicht eine ungeheure Warze sah, welche die Stelle einer zweiten Nase zu vertreten schien.

Trotz dieses Mangels mißfiel er mir nicht, wenigstens liebte ich seine Augen.

Ich liebte sie und fürchtete sie zugleich, denn sie waren wirklich bizarr.

Sie hatten ein jugendliches Feuer bewahrt, welches brannte, wenn man sie unverwandt ansah.

Wenn er sprach, so war seine Stimme die

eines Greises und seine Augen straften seine Stimme Lügen.

Er hatte mir niemals andere als ganz vortreffliche Rathschläge gegeben, aber seine Augen sahen aus als wenn sie seinen Worten widersprächen.

Sein Blick zog mich an; ich war überzeugt, daß er im Finstern leuchten müsse.

VI.

Er war Rentier. Sein Vermögen gewährte ihm vielleicht fünf- bis sechstausend Franks Einkünfte. Man nannte ihn Papa Californien.

— Mademoiselle Margarethe, sagte er zu mir, wollen Sie mir einen Gefallen thun?

— Mit großem Vergnügen, Herr Prosper, antwortete ich.

— Ich muß auf einige Tage verreisen. Es ist mir bange, daß während meiner Abwesenheit meine Stutzuhr in Unordnung kommen könnte. Wollen Sie mir dieselbe aufheben?

Ich sah ihn stumm vor Erstaunen an; seine Augen schossen Blitze.

— Ist es Ihnen unangenehm? fuhr er in gedämpftem Tone fort als er sah, daß ich ihm nicht antwortete.

Dieser Vorschlag, welcher so trefflich meinem eigenen Wunsche entsprach, hatte mir die Sprache geraubt.

— Nun?

— Durchaus nicht, stammelte ich; im Gegentheil, ich bin Ihnen dankbar für dieses Vertrauen.

Er zog ein Tuch, welches die Uhr bedeckte, hinweg. Ich stieß einen Schrei aus. Sie war prachtvoll. Ueber dem Zifferblatt sah man einen Troubadour, der auf einem vergoldeten Felsen die Laute spielte. Mein Traum!

Herr Prosper setzte, ohne sich weiter um mein Erstaunen zu kümmern, die Uhr auf den Kamin, legte den Schlüssel unter dem Gehäuse, und verließ das Zimmer, indem er mir einen weißglühenden Blick zuwarf.

VII.

Er hatte die Thür schon längst hinter sich geschlossen und ich saß immer noch in derselben Positur. Ich ermannte mich. Mit einem Sprunge stand ich vor dem Kamin. Ich nahm die Glasglocke ab, um den Pendel besser gehen zu hören. Ich hätte viel darum gegeben, wenn sie sogleich geschlagen hätte.

Ich drehte sie um, um den Mechanismus zu betrachten. Endlich schlug sie. Ihr Schlag war hell und silbern.

An diesem Tage arbeitete ich nicht mehr. Um Mitternacht legte ich mich nieder und zum ersten Mal in meinem Leben wußte ich, als ich erwachte, welche Zeit es war.

Ich stellte mich wieder vor die Uhr. Seltsam! Jedesmal, wenn ich sie betrachtete, dachte ich unwillkürlich an die Augen ihres Besitzers.

Es kam mir vor, als ob die beiden Löcher des Zifferblatts dieselbe Starrheit und dasselbe stechende Feuer besäßen.

Ich vermengte Blick und Uhr so sehr, daß ich mich eines Morgens bei der folgenden kleinen Arbeit überraschte.

Ich hörte das kurze Schnurren, welches dem Schlage vorausgeht. Ich schloß die Augen und entblätterte eine Maßliebe auf folgende Weise:

Erster Schlag. — Ich lieb' ihn, sagte ich.

Zweiter. — Ein wenig.

Dritter. — Von Herzen.

Vierter. — Mit Schmerzen.

Fünfter. — Gar nicht.

Sechster. — Ich lieb' ihn.

Die Glocke schwieg — ich sah auf das Zifferblatt — es war sechs Uhr.

Ich liebte Herrn Prosper um sechs Uhr.

VIII.

Ich liebte meinen Nachbar mit der Warze — ich liebte einen alten Mann.

Aber er hatte auch einen seltsamen Blick, dieser alte Mann.

IX.

Eine Woche verging. Herr Prosper kehrte zurück.

— Geben Sie mir meine Uhr wieder, sagte er zu mir mit flammendem Blick.

— Schon!

Und ich seufzte wider Willen so stark, daß er den Kopf emporrichtete.

— Sie gefällt ihnen also wohl?

— Ach —

Ich wagte kaum, ihm zu antworten.

— Sagen Sie, gefällt Sie Ihnen?

Und das Auge funkelte und funkelte.

— Ich liebe Sie, rief ich in heiße Thränen ausbrechend.

— Meine Uhr!

Er hätte mich auslachen können, aber er that es nicht.

— Wollen Sie, daß ich sie Ihnen schenke? hob er in sanftem Tone wieder an, oder vielmehr, daß ich sie Ihnen verkaufe?

— Mir sie verkaufen? Ich habe kein Geld.

— Für einen Kuß — ist das theuer?

— Für einen Kuß? nein.

Und ohne mir die Sache weiter zu überlegen, bot ich ihm meine Wange. Er näherte sich und faßte meinen Kopf mit beiden Händen.

In dieser Entfernung von den meinigen brannten mich seine Augen wie ein glühendes Eisen.

Ich wich unwillkürlich zurück —

X.

O die Uhren! die Uhren! man ist nicht mißtrauisch genug gegen die Uhren!

Drittes Kapitel.

Mein Alter. — Warum die Frauen Unrecht daran thun, das ihrige zu verhehlen. — Ein Wort von einer Handelsfrau. — Meine Freundinnen. — Finette, meine Nebenbuhlerin. — Warum sie unter mir steht. — Gueymard. — Finettens Welt. — Die Civilisation und wir. — Finettens Briefe. — Die entschleierten Geheimnisse ihrer Correspondenz. — Ein unbekanntes Handwerk. — Warum die Männer recht daran thun, sich betrügen zu lassen. — Die Unannehmlichkeit, einen Sekretair zu haben. — Ich schreibe meine Briefe selbst. — Madame Louise Colet. — Die Baronin von B... — Ihre Schönheit. — Die Schönheiten von gestern. — Die guten Regungen der Baronin. — Geschichte eines kleinen Savoyarden.

I.

Es giebt etwas, was viele Leute in Erstaunen setzt, nämlich mein Alter.

Niemand will glauben, daß ich erst achtzehn Jahr alt bin.

Und dennoch ist nichts wahrer als dies.

Man beschuldigt mich der Koketterie, der Verstellung. Man behauptet, daß ich nicht die Wahrheit spreche.

Ich sollte lügen! Das wäre noch besser!

Es ist zu ermüdend.

II.

Ich zähle wirklich achtzehn Jahre — nicht eine Nacht mehr.

Ich weiß wohl, daß ich vierundzwanzig zu zählen habe.

Die Berühmtheit macht alt — damit ist Alles gesagt.

Ich gebe mich zuweilen für älter aus als ich bin.

Das ist vielleicht eine Entschuldigung.

III.

Wenn ich älter wäre, so würde ich es für meine Pflicht halten, es zu sagen.

Ich habe niemals begreifen können, warum die Frauen so sorgfältig ihr Alter verbergen.

Mir scheint im Gegentheile eine gewisse Koketterie darin zu liegen, wenn man freimüthig seine Zahl Jahre verkündet.

Eine der Eigenschaften der Frauen ist die, daß sie mit dem Alter, was sie haben, stets im Widerspruch stehen.

Dreißig Jahre nennen, während man deren nur zwanzig zu zählen scheint, heißt Anspruch auf ein richtiges Kompliment besitzen.

Sich weigern, es zu sagen, heißt die Leute nachdenklich machen.

Ich werde mich stets des Wortes einer Kleiderhändlerin erinnern, der ich viel abgekauft und viel zu verdanken habe.

— Meine Tochter, sagte sie zu mir, indem sie ihre Prise nahm, vergiß nicht, daß man die freimüthigen „Hindinnen“ liebt — ihr Freimuth ist eben ihr Vorzug vor den sogenannten soliden Frauen.

IV.

Meine Liebe zur Wahrheit hat mir viel Haß zugezogen.

Ich verhehle nicht, daß mein Ruf ein wenig die Ursache dieser Antipathie ist. Wo wäre die berühmte Person, die keine Feinde hätte?

Feindschaften sind ein Beweis von Macht — man haßt nur die Großen.

Meine Stellung und mein Ruhm haben mir daher eine Menge Gegner erweckt, ganz besonders unter meinen Colleginnen.

Sie haben über mich mehr Verleumdungen ausgesprengt, als es bedürfte, um einen Mann an den Galgen zu bringen.

Zum Glück bin ich ein Frauenzimmer!

Uebrigens werden sie über mich niemals mehr sagen als ich selbst denke.

Es wäre mir leicht, mich zu rächen, ganz besonders in diesem Buche.

Ich brauchte nur einfach erzählen, was ich von ihnen weiß.

Aber abgesehen davon, daß Rachsucht meinem Charakter fremd ist, widerstrebt es mir, die kleinen Geheimnisse des Boudoirs zu entschleiern. Ich würde dadurch in meinem eigenen Fleische wüthen.

V.

Dennoch widerstehe ich nicht dem Vergnügen, von einigen dieser Damen zu sprechen.

Zum Beispiel von Mademoiselle Finette, meiner direkten Nebenbuhlerin.

Alle Welt kennt Finette, eine liebenswürdige junge Dame mit großen Augen, langem Haar und weißen Zähnen.

Ihr einziger Fehler ist, daß sie eifersüchtig auf mich ist.

Sie will mich ausstechen.

Als ob das möglich wäre!

Ihre Freunde schwören ihr zu, daß ihr Tanz den meinigen verdunkelt, daß sie tausend Mal graziöser ist als ich, daß in ihrer Pirouette mehr Phantasie, in ihrem Balancé mehr Feuer liegt.

Nichts ist weniger wahr.

Finette tanzt ohne Ueberzeugung — dies wird ihr Ruin sein.

In allem Uebrigen ahmt sie mir nach.

Sie glaubt meines Gleichen zu sein, aber sie ist nur meine Schülerin.

Sie treibt die Nachahmung so weit, daß sie sich eine Stimme gemacht hat, wie die meinige.

In Folge durchwachter Nächte und der Erkältungen, die sie sich dabei zugezogen, hat sie es glücklich bis zu einer obligaten Heiserkeit gebracht.

Aber es ist blos Heiserkeit.

Bei mir dagegen ist es natürlich, beinahe angeboren.

Mit einem Worte, sie ist Finette und ich bin Rigolboche.

VI.

Ich glaube, ich habe so eben eine Anwandlung von Hochmuth gehabt.

Man verzeihe sie mir, denn sie ist gerecht.

Ich habe vier Jahre gebraucht, um meine Stimme zu bilden.

Man hat versucht, sie mit der des seligen Grassot zu vergleichen.

Man hat Unrecht daran gethan, denn mein Organ ist mit dem keines andern Menschen zu vergleichen.

Ich habe es möglich gefunden, mir drei Töne aus der Kehle zu ziehen.

Ich fordere Jeden, wer es auch sei, auf, dasselbe zu thun.

Gueymard würde, wenn er es auch dahin bringen wollte, es doch nicht im Stande sein.

Und dennoch wendet er dasselbe Mittel an, welches ich angewendet habe.

Er schreit immer.

VII.

Kommen wir wieder auf Finetten zurück.

Sie geht mit häßlichen Leuten um. Sie besucht Markouski und wenn sie sich unter Personen befindet, die sie zum ersten Male sehen, so spielt sie die Vornehme.

Das ist ein Fehler.

Das, was die „Hindinnen" ruiniren wird, ist eben die Liebe zum Vornehmthun.

Nachdem sie Alles, was menschenmöglich ist, gethan, damit ihre Hüte die Größe von Windmühlenflügeln übertreffen, wollen sie, daß man sie respectire und sie Madame nenne.

Wenn sie in das Wäldchen von Boulogne gehen, sind sie entzückt, wenn die Commis aus

den Materialwaarenläden sie mit Frauen der großen Welt verwechseln.

Man mag machen, was man will, so lebt in dem Weibe stets ein Fond von Rechtschaffenheit und ein Bedürfniß nach Achtung, welches niemals verschwinden wird.

Worin hat dies seinen Grund?

Wahrscheinlich in der Eigenliebe.

VIII.

Und dennoch kommt keine Frau tugendhaft auf die Welt — sie wird es, oder sie bleibt was sie war.

Man hat gesagt, die Courtisane sei ein Product der Civilisation.

Dies ist ein Irrthum.

Die rechtschaffene Frau vielmehr ist ein Product der Civilisation.

IX.

Finette raucht, Finette betrinkt sich, ihre Sprache ist gemein, sie schimpft auf ihre Dienerin von früh bis Abend.

Ihre Dienerin lacht darüber und hat sehr Recht. Sie weiß, daß ihre Herrin dies thut, weil ich es thue.

Finette steht in dem Rufe, allerliebste Briefe zu schreiben.

Sie kann aber nicht einmal ihren Namen schreiben und liest nur Gedrucktes.

Wie macht sie es denn da?

Das Geheimniß ist folgendes, und dieses Geheimniß berührt nicht blos Finetten allein, sondern alle unwissenden „Hindinnen“ überhaupt.

X.

Ihre Klavierlehrerin ist nämlich zugleich ihr Sekretair.

Das erste Bedürfniß jeder jungen Dame, welche ein „geschenktes Kleid“ anzieht, ist, Klavier spielen zu lernen.

Die Lehrerin wird gleichzeitig mit dem Instrument gemiethet. Die Lectionen dauern zwei Tage. Am Ende des dritten findet man, daß die Sache nicht schnell genug geht, und man hört auf, zu lernen, aber man schickt deswegen die Lehrerin nicht fort.

Die Lehrerin ist nämlich in der Regel eine unterrichtete Frau, welche poetische Briefe schreibt und Alles, was in dem Poetenhandwerk einschlägt, sofort besorgt.

Finettens Lehrerin hat etwa hundert Kunden, die ihr zwölf Franks monatlich bezahlen.

Sie schreibt ungefähr zweihundert Briefe täglich.

Es ist dies viel, die Briefe aber werden aus dem „Damen-Sekretair" abgeschrieben, wodurch die Arbeit bedeutend vereinfacht wird.

Die Herren sehen darin nur Feuer und sind überzeugt, daß sie einen „Blaustrumpf" bereichern.

Die Männer bitten ihr ganzes Lebenlang, daß man sie betrüge.

Was übrigens auch auf das Gewissenhafteste geschieht.

XI.

Haben sie Unrecht?

Ganz gewiß nicht.

Eine meiner Freundinnen gab eines Tages ihrem Beschützer, der ihr ihre Untreue beweisen wollte, folgende Antwort:

— Ach, lieber Freund, sagte sie zu ihm, wenn Du Dich nicht mehr hintergehen lassen willst, so sage es, und man wird Dir andere Zerstreuungen verschaffen.

Finette gilt in den Augen ihrer Liebhaber für

ein Doppelwesen — für das, welches spricht, und für das, welches schreibt.

Ich habe deren gesehen, welche vor Rührung über ihre Briefe weinten und die über ihre Reden lachten.

Das Unglück ist nur, daß die Briefe manchmal zu spät kommen.

Die Klavierlehrerin hat ihre bestimmten Stunden. Zu Finetten kommt sie alle Tage um ein Uhr und geht um zwei Uhr wieder. Wenn daher ein Billet später einläuft, so erfolgt die Antwort erst den nächsten Tag.

Dies ist freilich sehr unangenehm, wenn es eine Einladung zum Diner für denselben Tag ist.

XII.

Ich schreibe meine Briefe selbst. Abgesehen davon, daß ich ein Frauenzimmer bin, welches „Literatur" hat, liebe ich es auch nicht, fremden Personen meine Angelegenheiten zu erzählen. Diesen Entschluß habe ich übrigens seit einem gewissen Abenteuer gefaßt, wo ich mich beinahe sehr lächerlich gemacht hätte — und dies verzeihe ich mir niemals.

Ich hatte einen wichtigen Brief zu schreiben und wußte wirklich nicht, wie ich ihn abfassen sollte.

Ich begab mich zu der fraglichen Klavierlehrerin, welche mir für einen Louisd'or den Entwurf zu einer phantastischen Epistel fertigte.

In diesem Briefe sprach ich vom blauen Himmel, von dem azurnen See, von den Sternen und von dem Mond — Alles mit meinem Namen Rigolboche unterzeichnet. Zum Schluß verlangte ich ein Geschenk zu meinem Geburtstage.

Mein Correspondent schickte mir die Werke der Madame Louise Colet.

Ich strafte mich, indem ich sie las.

Ich hatte es verdient.

XIII.

Verlassen wir nun Finetten, wenn es dem Leser recht ist. Ich habe schon zu viel über sie gesagt. Sprechen wir jetzt von einer andern Collegin, welche der Oeffentlichkeit würdiger ist.

Von der Baronin von B . . .

Sehr viele Leute kennen die Baronin. Sie ist eine Frau, welche an die dreißig streift, und die man um des Gegensatzes willen mit einem Titel ausgestattet hat.

Sie ist nicht hübsch.

Ich kann dies um so mehr sagen, als Jedermann dieser Meinung ist.

Sie hat noch schöne Ueberreste. Es ist dies ihr ganzes Lebenlang so gewesen. Als sie sechszehn Jahre alt war, sagten alle Leute:

„Diese junge Dame muß früher sehr hübsch gewesen sein."

Nicht als ob sie alt aussähe, sondern sie gehört vielmehr zu jener Klasse von Frauen, welche blos vor ihrer Geburt schön gewesen zu sein scheinen.

Ihre Züge sind schön und erinnern an eine entschwundene Schönheit. Wenn man sie einzeln, einen jeden für sich betrachtet, so wird man sich vollkommen klar über das, was sie früher hätten sein können. Erwägt man dagegen das, was sie gegenwärtig sind, so muß man bekennen, daß sie häßlich sind.

Es ist dies eine Klasse von Frauen, welche ich mir erlauben werde, die Schönheiten von Gestern zu nennen.

XIV.

Die Baronin ist ein gutes Mädchen. „Zigeunerin" aus Instinkt, liebt sie die Freiheit und die Ungebundenheit.

Launenhaft wie die Blondinen hat sie doch ganz vortreffliche Regungen.

Wie es aber scheint, sind bei ihr wie bei den

Diplomaten die Rückwirkungen immer sehr schlimm. Ich kann davon ein Beispiel erzählen.

XV.

Eines Tages, im Wäldchen von Boulogne, fühlte sie Mitleid mit einem kleinen sechs- oder siebenjährigen Savoyarden, der sie um ein Almosen anbettelte. Da sie Zeit übrig hatte, so bat sie ihn, seine Geschichte zu erzählen. Der Kleine that dies auf so rührende Weise, daß die Mitzuhörer — zwei Freundinnen und ein Freund — beinahe Thränen vergossen hätten.

Die ebenfalls zu Thränen gerührte Baronin machte in der Gesellschaft die Runde und sammelte zwei Louisd'or, welche sie dem Buben gab.

Dabei hätte ihre Freigebigkeit stehen bleiben können, aber sie ging noch weiter. Der Knabe sagte, er sei verlassen, ohne Familie und habe einen harten Herrn, der ihn oft schlüge. Die Baronin erklärte in einer erhabenen Anwandlung von Edelmuth, daß sie ihn als ihren Sohn adoptire.

Die versammelte Gesellschaft klatschte in die Hände und wollte sie im Triumph nach Hause tragen.

Eine Dame des adeligen Faubourg machte

über dieses Ereigniß eine Bemerkung, welche nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

— Diese Frauen, sagte sie, sind, um von sich sprechen zu machen, zu Allem fähig, selbst heilige Vincents de Paula zu werden.

XVI.

Der Knabe ward wirklich adoptirt. Die Baronin, welche ihm gesagt hatte, er solle sie vor den Leuten seine Tante nennen, säuberte ihn selbst, ließ ihn mit Eleganz kleiden und widmete ihm einen Monat lang eine wahrhaft wahnsinnige Mutterliebe. Alle Welt sprach von ihrer guten That, von ihrem unübertrefflichen guten Herzen.

Man kam zu ihr in's Haus, um sie und ihren „Neffen" zu sehen, gerade wie man Wunderthiere anzusehen kommt.

So vergingen zwei Monate.

Dann hörte man sie seit einiger Zeit weniger oft von ihrem Adoptivsohn sprechen. Er hatte aufgehört, an ihrem Tische zu speisen, er ging nicht mehr mit ihr aus. Uebrigens erkundigte sich auch Niemand mehr nach ihm. Die Corsofahrten, welche stattfinden sollten, hatten ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben. Einer alten Gewohnheit zufolge verfehlte die Baronin

nicht, denselben beizuwohnen. Sie fand sich schon am ersten Tage in einem ganz neuen schönen Wagen dabei ein.

Wie groß aber war das Erstaunen Aller, als man den kleinen Savoyarden in kurzer Hose und orangenfarbener Livree hintenauf stehen sah.

In einer reactionären Anwandlung und über ihren Stiefsohn wahrscheinlich anderer Ansicht geworden, hatte sie ihn zu ihrem Groom gemacht!

Viertes Kapitel.

Warum man unsere Welt liebt. — Die Unabhängigkeit der Frauen. — Warum sie „Hindinnen“ werden oder sich verheirathen. — Was ein Mann in ihren Augen ist. — Ein Wort von einem armen Mädchen. — Das Corps und die Freiheit. — Sind wir wirklich glücklich? — Was wird aus uns? — Ein moralischer Fingerzeig. — Warum ich niemals werde alt werden. — Ein Engagement für 1924. — Mein Bedauern, ernst gewesen zu sein. — Apologie der „Hindinnen“. — Ihr Mittel, sich emporzuarbeiten. — Die Ausbeutung eines Bedürfnisses. — Die Kriegslist mit einem Kaschemir. — Wie man den Leuten aus der Provinz zu ihrem Gelde verhilft. — Der „Brief von meiner Mutter“. — Herr von Emery. — Was man ihm entdeckt.

I.

Man muß es gestehen, unsere Welt ist die amüsanteste von allen Welten. Wir leben abgesondert außerhalb alles Herkommens und aller Traditionen.

Wir haben die Kehrseite des Lebens gewählt. Ich kann mir die Liebe der jungen Leute zu uns vollkommen erklären.

Das, was sie an uns lieben, ist die Unregelmäßigkeit unserer Existenz, das Zigeunerartige unserer Lebensweise, die Unverhülltheit unserer Reden.

Es ist so schön, sich irgendwo behaglich zu

fühlen, eine Wohnung zu haben, wo der Cigarrenrauch des Herrn des Hauses nicht zum Husten reizt.

Die Unabhängigkeit ist von jeher das erste Bedürfniß des Menschen — des Mannes und des Weibes — gewesen.

II.

Die meisten der Frauen, welche mit der Gesellschaft brechen, haben oft keinen andern Grund.

Sie dürsten nach Freiheit.

Bei der Grisette, der Arbeiterin, oder der Tochter des Schließers, kann die Unabhängigkeit nur um den Preis der Tugend erkauft werden. Sie sind selten reich genug, um mit einer Aussteuer bedachten Mädchen nachzuahmen, welche die Freiheit heirathen, indem sie einen Mann nehmen.

Sie führen einen schlechten Lebenswandel, um Athem holen zu können.

Das Bedürfniß frei zu sein, ist bei der Frau so entwickelt, daß sie sich dem Ersten Besten in die Arme wirft.

Der Mann ist in ihren Augen ein wohlthätiger Kerkermeister, der ihr die Pforten ihres Gefängnisses öffnet.

Das arme Mädchen nimmt zu ihrem Erlöser Jeden, der ihr in den Weg kommt.

Das reiche Mädchen nimmt den ersten Herrn, der um ihre Hand anhält.

III.

Das ist — besonders in Bezug auf die wohlhabenden Mädchen — so wahr, daß man nicht selten ein Kind von sechzehn Jahren, blos durch den Reiz der Perspective: „Ich werde dann allein ausgehen können", angezogen, einen gichtbrüchigen, schwindsüchtigen Mann nehmen sieht.

IV.

Ein Mädchen ohne Aussteuer hat mir ein Wort gesagt, welches vielleicht einem allzu prosaischen Gegenstand entlehnt, aber tief bezeichnend ist.

— Meine Mutter zwang mich, einen Schnürleib zu tragen; wenn ich Frau bin, brauche ich wenigstens keinen anzuziehen.

V.

Es kann dies unwahrscheinlich aussehen, aber es giebt wirklich viele Mädchen, welche das väterliche Dach blos deshalb verlassen haben, um das Recht, den Schnürleib abzulegen, zu erlangen.

Man begreift dies ohne Mühe — der Schnürleib ist ein Gefängniß.

Die Morallehrer haben die Ursache zu der Unsittlichkeit sehr weit gesucht.

Sie lieben die Luft — damit ist Alles gesagt.

VI.

Aber finden sie denn in ihrer neuen Existenz auch die Freiheit?

Diese Frage schließt schon für sich allein alle Geheimnisse der demi-monde in sich.

Es ist außerordentlich schwer, darauf zu antworten.

Eines Tages, als es regnete, als der Himmel grau und ich allein zu Hause war, fing ich an, über unser gegenwärtiges Loos und über das, welches uns erwartet, nachzudenken.

— Wir jagen alle dem Vergnügen nach, sagte ich bei mir selbst; erreichen wir es denn auch?

Wir suchen die Freiheit, die immerwährende Heiterkeit, den permanenten Leichtsinn? Haben wir dies Alles?

Sind wir nicht vielmehr die Sklavinnen des Vergnügens als die Apostel desselben? Wird unsere Heiterkeit nicht zuweilen durch Thränen gebrochen? Und wenn man auf unsern Luxus ein

wenig herumkratzt, findet man dann nicht oft das Wort „Elend“ darunter?

Wir empfangen Befehle und wir gehorchen. Den Rathschlägen unseres Herzens können wir nur selten folgen.

Wenn es „braun“ sagt, sagen wir „kahl“ — wie erheiternd!

VII.

Und dann, welches Schicksal ist uns in unsern alten Tagen beschieden? Eine der nothwendigsten Bedingungen unseres Lebens ist die Jugend.

Ohne diese giebt es kein Heil.

Um streng gegen uns zu sein, um uns unsere Unregelmäßigkeiten vorzuwerfen, wartet man bis das Alter gekommen ist.

Wer hätte wohl jemals einer alten Lorette verziehen?

Und was wird aus ihnen, diesen armen alten Wesen? Man hat es oft gesagt, oft gesungen, oft gezeichnet, aber man wird es niemals oft genug sagen.

Sie werden Haushälterinnen, Logenschließerinnen oder Straßenkehrerinnen.

VIII.

Wenn sie nicht, wie die schöne ... einen Schuhflicker heirathen, der sie schlägt, sie schimpft und ihnen Vorwürfe darüber macht, daß sie ihre Schmucksachen nicht zu bewahren gewußt haben.

IX.

— Mit den Thränen, die ich seit der Trennung von meiner Mutter vergossen habe, sagte eines Tages eine reuige Logenschließerin zu mir, könnte man ein Thal ausfüllen.

X.

Was wird wohl aus mir werden?

Ganz gewiß nichts von allem diesen.

Uebrigens besitze ich Berühmtheit und diese Berühmtheit läßt nie alt werden.

Und übrigens, alt werden — das passirt blos den Ungeschickten.

Es ist mir gelungen, mit achtzehn Jahren mir einen Namen zu machen — ich werde es auch möglich zu machen wissen, mit vierzig noch jung zu sein.

Und Mané und die Andern?

Wenn wir alle alt sein werden, werden sie, unter dem Vorwand, Gutes von ihrer guten

alten Zeit zu sprechen, mir eine zweite Jugend schaffen.

Ich werde sehr lange achtzehn Jahr alt sein. Davon bin ich fest überzeugt, daß ich L... versprochen habe, im Jahre 1924 zum Benefiz ihres Urenkels zu tanzen.

Sie rechnet darauf.

XI.

Ich bereue schon die Anwandlung von Empfindsamkeit, die ich so eben hatte.

Das moralische Air soll mir durchaus nicht gut stehen.

Ich frage mich jetzt, warum ich so salbungsvoll gewesen bin?

Und weswegen? Indem ich die Heiterkeit unserer Welt rühme, ihre Freude feiere und ihre Unabhängigkeit singe.

Es ist dies abermals die Schuld der Leute, die es sich zum Vergnügen machen, allerhand solide Redensarten gegen uns zu fabriziren. Wenn man ihnen lange zuhört, so glaubt man zuletzt es sei ihr Ernst.

Guten Tag, ich habe sie genugsam gesehen.

XII.

Ja, unsere Gesellschaft ist die lustigste von allen.

Die „Hindinnen“ sind wirklich amüsant.

Ihre Existenz ist die wahnsinnigste, die zügelloseste und doch zugleich die vernünftigste, die es giebt.

Sie bieten allein mehr Geist, mehr Gewandtheit auf, als man nöthig hätte, um ein ganzes Volk zu beglücken.

Ihre kleinen Schelmereien sind klüger und scharfsinniger als alle gelehrten Schachzüge ergrauter Diplomaten.

Sie hat eine Menge Mittel ersonnen, um sich zu „bereichern,“ die ihren Ruf begründen würden, wenn man sie entschleierte.

Freundinnen, im Interesse Eures Ruhms, laßt mich einige davon enthüllen.

XIII.

Auf den Bällen zum Beispiel hat ihre Gewandtheit nicht ihres Gleichen.

Nachdem sie die berühmte Scene mit dem Apfelzucker empfunden.

Mit dem fabelhaften Apfelzucker, der so vielmal gekauft und wieder an die Händlerin verkauft wird.

Hätte man glauben sollen, ihre Phantasie habe das letzte Wort gesprochen.

Wie wenig kannte man sie!

Seit einigen Jahren haben sie eine Kriegslist erfunden, welche nach meiner Ansicht hundertmal mehr werth ist, als die mit dem Apfelzucker.

Das Bedürfniß — eines kleinen Bedürfnisses.

Wo wäre der Schneidergesell, der auf dem Maskenballe der großen Oper herumtaumelnde Kaufmannsdiener, welcher es wagen würde, einer Dame fünfzig Centimes abzuschlagen?

Besonders zu dem Zwecke, zu welchem sie sie anwenden zu wollen vorgiebt.

Wohlan, mit diesen fünfzigmal an einen Abend verlangten fünfzig Centimes machen sich diese Frauen auf jedem Ball eine kleine Rente von 15—20 Francs.

Das ist gerade so viel als man braucht, um Droschke und Handschuhe zu bezahlen.

XIV.

Und die große Geschichte mit dem Kaschemir!

Sie kommen mit einem sorgfältig zusammengefalteten indischen Shawl auf den Ball.

Sobald sie das ehrliche Gesicht irgend eines Neulings aus der Provinz bemerken, der sie bei

ihrem Eintritt mit bewundernden Augen anglotzt, bitten sie ihn, den Shawl in der Garderobe zu deponiren.

Der Neuling schätzt sich glücklich, einer eleganten Dame einen Dienst leisten zu können. Er zögert daher nicht, zu thun, was sie verlangt, und bringt ihr die Nummer.

— Heben Sie mir sie auf, sagt man zu ihm; ich fürchte, sie zu verlieren.

Und der Neuling aus der Provinz behält die Nummer, überzeugt, daß dieser Beweis von Vertrauen eine Menge Verheißungen in sich schließt.

Beim Ende des Balles bittet man ihn, seiner Höflichkeit die Krone dadurch aufzusetzen, daß er den Shawl wiederholt, wozu er sich natürlich mit Enthusiasmus erbietet.

Der Shawl wird seiner Eigenthümerin zurückgebracht, die bei seinem Anblick einen lauten Schrei ausstößt.

— Das ist ja nicht mein Kaschemir, sagt sie.

In der That bringt der Neuling aus der Provinz ein elendes zerlumptes Umschlagetuch.

Verzweiflung, Geschrei und Nachsuchen in der Garderobe.

Der unglückliche junge Mann rauft sich die Haare aus, wird bald roth bald blaß, um so

mehr, als man ihn nicht kennt und „weil sich so viele Spitzbuben in die Ballsäle schleichen.“

Die Galerie wirft schon argwöhnische Blicke auf ihn. In der Schlinge gefangen, findet er kein anderes Mittel fortzukommen, als einen Kaschemir zum Ersatz anzubieten.

Die „Hindin“ nimmt das Anerbieten an, nachdem sie sich zwei Secunden geweigert.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß während des Balles der Kaschemir durch eine intelligente Freundin zurückgenommen und gegen das fragliche Umschlagetuch vertauscht worden ist.

Dieser kleine Streich, der vielleicht ein wenig an Gaunerei streift, wird stets durch eine genußreiche Belohnung wieder gut gemacht.

Man entschuldigt den Neuling aus der Provinz.

Wie die Frauen die Männer entschuldigen.

Notabene. — Der Streich gelingt nicht unfehlbar, besonders wenn der Mann aus der Provinz ein künftiger Dichter oder ein Vaudevilleschreiber der Zukunft ist, der nicht viel Geld in der Tasche hat.

In diesem Falle begnügt man sich mit einem Souper als Schadloshaltung.

Oder im Nothfalle mit einem Paar Strumpfbänder.

XV.

Das Privatleben aber ist es, wo die Frauen wahrhaft stark sind.

Eine meiner Freundinnen, die ich nicht nennen will, um sie nicht zu kränken, hat ein Mittel gefunden, welches ich ganz einfach „erhaben" nenne.

Sie hat den „Brief von meiner Mutter" erfunden.

Auf ihrem Kamin liegt fortwährend ein erbrochener Brief. Wenn man sie besucht, weiß sie sich so einzurichten, daß sie den Besucher mit dem Briefe allein läßt.

Wenn es ein Geliebter oder ein Bewerber ist, so zögert er nicht, sich des Briefes zn bemächtigen und ihn zu lesen.

Warum liest er ihn, der Unglückliche! Diese Neugierde kostet ihn mehrere Louisd'or!

Der Brief ist von der Mutter, welche in ergreifender Weise ihrer Tochter eine Schilderung ihrer Noth entwirft, von ihrer verkauften Hütte, von ihrem Alter und ihrem Unglück spricht.

— Du bist gut gegen mich, Du thust, was Du kannst. Leider ist das, was Du kannst, nicht hinreichend. Gestern hat man mich ausgepfändet; wenn ich morgen nicht bezahle, so

werde ich noch aus meinem armseligen Hause getrieben.

— Begreifst Du das? Vertrieben — in meinem Alter gezwungen, eine Zufluchtsstätte zu suchen, vielleicht mein Brot zu betteln! Wenn ich nur wieder arbeiten könnte! Aber meine letzte Krankheit hat mich so geschwächt, daß meine Hand zittert und meine Augen mir den Dienst versagen.

— Mein Gott! soll ich denn Hungers sterben? —

Wer könnte einer solchen Sprache widerstehen? Um so mehr, als die „Hindin" geschickterweise wieder ins Zimmer tritt, ehe der Leser Zeit gehabt hat, den Brief wieder an seine Stelle zu legen.

Auf frischer That der Indiscretion ertappt, sieht er, um sich Verzeihung zu erkaufen, genöthigt, die „Mutter" zu unterstützen.

Und wenn man bedenkt, daß dieser Brief buchstäblich aus dem Drama von Emery abgeschrieben ist!

Und es giebt Leute, welche seine Stücke zuweilen auspfeifen.

Die Undankbaren!

Fünftes Kapitel.

Ursprung meines Namens. — Die ermuthigenden Berühmtheiten. — Die Theorie des Cancan. — Der Tanz der Neger. — Der Cancan, ein Product von 1789. — Gavarni. — Was ich ihm verdanke. — Was der Cancan verlangt. — „Rigolbochiren." — Die Tarantel der Italiener. — Meine Empfindungen, wenn ich tanze. — Meine Gemüthsbewegungen. — Der Magnetismus der Musik. — Meine choreographischen Wuthanfälle. — Die Beifallsbezeugungen des Publikums.

I.

Um meinen Titel zu rechtfertigen und unter dem Vorwand, den Leuten, welche Alles wissen wollen, ein Opfer zu bringen, erzählen wir nun, auf welche Weise ich zu dem Spitznamen Rigolboche gekommen bin.

Es wird dies um so weniger überflüssig sein, als viele Leute glauben, Rigolboche sei mein Familienname.

Ich entsinne mich, daß mich eines Tages ein bornirter Mensch in allem Ernste fragte, wie sich mein Vater, Herr Rigolboche, befände?

II.

Die Geschichte dieser Spitznamentaufe führt uns um zwei Jahre zurück.

Es war im Prado, einem meiner Königreiche. Ich tanzte hier in Gesellschaft sehr vornehmer junger Leute, die mir folgten wie einer Königin und mir unentgeltlich eine glänzende Eskorte bildeten.

Ihr Anführer, mein Gardecapitain, hieß C.

Ich erlaube mir blos, den Anfangsbuchstaben seines Namens hinzuzusetzen, denn gegenwärtig bekleidet mein ehemaliger Höfling in der Provinz ein Regierungsamt, wobei er sich sehr langweilen muß, der Unglückliche, besonders wenn er an seine frühere Existenz denkt.

C..., möge dieses Buch Dir einige Zerstreuung bereiten und Dich einige Augenblicke glauben machen, Du habest Paris, die Stadt der Freude, noch nicht verlassen.

Es war eine Ballnacht, das Fest war herrlich.

Ich hatte soeben eine Quadrille getanzt und trotz meiner bekannten Bescheidenheit hatte man von mir verlangt, daß ich mich im Triumphe durch den Saal tragen ließe.

Ich ruhete im Café von der Anstrengung dieser Ovation aus und labte mich an Punsch.

Die Witzworte sprüheten — C..., der sehr geistreich war — ist er es immer noch? — hatte ganz unerhörte Erfolge.

Plötzlich ward unsere Unterhaltun g durch Lärm eines Zankes unterbrochen.

Zwei Damen stritten sich in einer Ecke. Man bildete einen Kreis um sie herum.

Die Zänkereien der Frauen sind stets ein sehr gesuchtes Schauspiel.

Wir beeilten uns alle, an diesem unvorhergesehenen Amüsement theilzunehmen.

Diese Damen waren wirklich wüthend. Sie schimpften einander auf die entsetzlichste Weise und es war leicht vorauszusehen, daß sie, ehe noch zwei Minuten vergingen, einander in die Haare gerathen würden.

Die Ursache des Zwistes lag darin, daß eine der beiden Damen sich des Herzens eines gewissen Gugust, welcher der Geliebte der andern war, bemächtigt hatte.

Der fragliche Gugust wohnte der Sache ebenfalls bei. Er war ruhig und kalt, und schien sich sehr glücklich zu fühlen, daß er die Ursache eines Streites war.

Die Guguste sind von jeher sehr phlegmatisch gewesen, besonders im Quartier latin.

Der Streit hatte seinen Fortgang, die Schimpfreden hagelten nur so und man weihete die Umstehenden in eine Menge kleiner Geheimnisse

ein, welche die Zuhörer nicht wenig zu ergötzen schienen.

Plötzlich trat der Wirth des Etablissements, dem dieses Zwieschenspiel ohne Zweifel ein wenig zu lange dauerte, von zwei Stadtsergeanten begleitet in den Saal.

Bei dem Anblick der Respektspersonen erweiterte sich der Cirkel.

Die Organe des Gesetzes näherten sich der streitenden Gruppe und suchten sie zu beruhigen, indem sie ihr mit Arretiren droheten.

Bis diesen Augenblick hatte ich mich begnügt, einfache Zuschauerin der Sache zu bleiben, und mir höchstens einige erläuternde Bemerkungen erlaubt. Bei dem Eintritt der Stadtsergeanten aber glaubte ich, es sei meine Pflicht, mein Geschlecht zu vertheidigen und Madame Polizei zu verhindern, sich in unsere Vergnügungen zu mischen.

Ich trat daher vor und zog einen der Stadtsergeanten am Arme.

— Lassen Sie sie doch! rief ich ohne Zweifel begeistert; das ist ja erst recht rigolboche!

III.

Mein Aufruf ward sofort von allen Seiten mit lautem Beifall begrüßt.

C... holte ein Glas Champagner herbei, träufelte mir einige Tropfen davon auf das Haupt und sagte in feierlichem Tone:

— Margarethe, Du hast so eben ein Wort geschaffen, welches Glück machen wird und wornach das Bedürfniß sich schon allgemein fühlbar machte. Du hast Dich so eben kühner gezeigt als die Mitglieder der Academie, die nur noch Worte zu vergessen wissen.

— Es ist vollkommen gerecht, daß dieses Wort Dein stetes Eigenthum bleibe.

— Margarethe die Hugenottin, von diesem Tage an wirst Du zur Verewigung des Andenkens an diese linguistische Soirée Dich Rigolboche nennen.

— Sei stolz, Du bist Deine eigene Pathe gewesen — meine Brüder, begrüßen wir Rigolboche!

— Die Hugenottin ist nicht mehr; hoch lebe Rigolboche!

Und alle nahmen die Hüte ab, verneigten sich

vor mir und wiederholten den von einem dreimaligen Hurrah begleiteten Ruf:

„Hoch lebe Rigolboche!“

IV.

Und der Name ist mir geblieben.

V.

Mir selbst verdanke ich daher meinen graziösen Beinamen.

Es ist dies nicht das Einzige, was ich mir verdanke.

Ich habe viel für mich gethan.

Sei unbesorgt, Margarethe — Rigolboche wird nicht undankbar sein.

VI.

Nachdem mein Name fertig war, sah ich ein, daß ich mich desselben würdig zeigen müsse.

In unserer Zeit ist man gewöhnt, gewissen Personen schon im Voraus einen Ruf zuzugestehen.

Man überhäuft sie, so zu sagen, pränumerando mit Ruhm, um sie dadurch anzufeuern.

Man schenkt ihnen etwas, was ich eine Ermuthigungs-Berühmtheit nennen möchte.

Dieses System ist nicht verwerflicher als ein anderes, wenn es auf gewissenhafte Personen angewendet wird.

Nur zu oft aber giebt es Leute, welche solche Rücksichten nicht verdienen.

Paris wimmelt von Personen, welche ihren Namen noch nicht bezahlt haben und auch niemals bezahlen werden.

Auf mich aber hat dies durchaus keinen Bezug.

VII.

Ich glaube mit dem Ruhm fertig zu sein.

Ich habe viel gearbeitet, um dazu zu gelangen.

Sobald man anfing, von mir zu sprechen, empfand ich den Wunsch, auf der Höhe meines Namens zu stehen.

Ohne Eitelkeit kann ich sagen, daß ich auch wirklich darauf stehe.

Ich weiß nicht, ob ich ihn nicht vielleicht sogar übersteige — wenigstens mit dem Fuße.

VIII.

Schon vor jenem Abend tanzte ich sehr gut.

Ich tanzte aber ohne Bewußtsein, instinktartig, und indem ich nur an das dachte, was die Andern gethan.

Nun wollte ich mir eine Individualität schaffen.

In mein Zimmer eingeschlossen, studirte ich alle Bücher, welche vom Cancan sprachen.

Im Besitz einer sehr schätzenswerthen Praxis suchte ich mich durch die Theorie zu vervollkommnen.

Diese Studien beschäftigten mich sechs Monate lang.

Gegenwärtig ist meine choreographische Gelehrsamkeit von der Art, daß ich selbst Herrn Mérande mancherlei zu rathen aufgeben könnte.

IX.

Für den Cancan giebt es nur einen einzigen synonymen Ausdruck — die Wuth.

Die Gelehrten, welche überall Ableitungen suchen, haben behauptet, der Cancan komme von dem Tanze der Neger her.

Dies ist aber ein Irrthum. Die Neger gesticuliren, aber sie tanzen keinen Cancan.

Der Cancan ist ein wesentlich französischer Tanz. Er wird zuletzt noch der Nationaltanz werden.

Er ist die verkörperte Pariser Phantasie.

X.

Der Cancan vernachlässigt, verschmäht und verachtet Alles, was an Regel, Regelmäßigkeit und Methode erinnert.

Ein liberaler Geist, der zur Zahl meiner Freunde gehört, behauptet, auch der Cancan sei ein Produkt von 89.

In der That ist er vor allem ein freier Tanz.

XI.

Gavarni — unser Geschichtsmaler — hat uns mit dem Crayon zuweilen ein ziemlich vollständiges Bild davon geliefert.

Ich muß gestehen, daß ich gewisse Attitüden von ihm entlehnt habe.

Ich wollte seine Träume verwirklichen.

Ist es mir gelungen?

XII.

Um den Cancan zu tanzen, muß man ein ganz besonderes Talent, einen exceptionellen Geist besitzen. Das Gemüth des Tänzers muß eben so phantastisch sein als seine Beine, denn es handelt sich hier nicht darum, etwas Hergebrachtes, Geregeltes zu reproduciren.

Es gilt vielmehr, zu erfinden und zu schaffen — und zwar augenblicklich zu schaffen.

Das rechte Bein darf, so zu sagen, nicht wissen, was das linke thut.

XIII.

In einem gegebenen Augenblick und ohne zu wissen warum, muß man düster, melancholisch und trübsinnig sein, um mit einem Male wahnwitzig zu werden, zu rasen und zu toben. Im Nothfall muß man alles dies zu gleicher Zeit thun.

Man muß sich traurig und aufgereimt, ernst und ausgelassen, gleichgültig und leidenschaftlich zeigen.

Man muß mit einem Worte rigolbochiren.

XIV.

Die Italiener sagt man, haben die Tarantelstiche erfunden, und die Gestikulationen, welche darauf folgen, haben allerdings einige Aehnlichkeit mit dem Cancan.

Aber es ist immer noch nicht das.

XV.

Der Cancan ist alles oder nichts. Er ist eine Welt oder ein Dorf, eine Tragödie oder ein Liedchen.

Er ist der Wahnsinn der Beine.

XVI.

Ich für meine Person kann ihn nur nach meinen eigenen Eindrücken beurtheilen.

Wenn ich tanze, so werde ich von einer gewissen Anwandlung von Wahnsinn ergriffen, die mich alles Andere vergessen läßt.

Der Cancan ist für mich eine Wollust.

Dies ist so wahr, daß ich Gemüthsbewegungen habe, ehe ich auf der Bühne oder auf einem Balle erscheine.

Das Herz pocht mir, als ob es sich um ein feierliches Debüt handelte, und in der That debütire ich auch jeden Abend.

Eine Secunde vorher weiß ich noch nicht, was ich in der nächsten thun werde, und ich bereite mich blos zum Kampfe vor.

Ich beginne eine Schlacht mir selbst gegenüber.

Ich kämpfe gegen meine alltäglichen Instinkte.

Ich fürchte, gewöhnlich zu sein und daß es mir an Begeisterung fehle.

Ich fürchte mich vor mir selbst.

XVII.

Es ist nicht Bescheidenhenheit, sondern Unruhe — ein Gefühl, welches übrigens bei den ersten Accorden des Orchesters verschwindet.

Dann werde ich unbeweglich und laß die Musik mich einhüllen und durchdringen.

Einige Augenblicke lang athme ich sie und sauge sie ein.

Dann fühle ich, daß sie mir allmählig durch die Augen, durch den Mund, durch die Ohren in die Adern dringt.

Wenn ich dann, so zu sagen, von der hinreißenden Melodie gesättigt bin, empfinde ich gleichsam einen Schauer, der meinen ganzen Körper durchrieselt.

Die Töne klingen mir jetzt immer schneller, immer verworrener — sie umrauschen mich wie Furien.

Ich fühle, wie mein Verstand unter diesem Drucke sich sträubt, und wie die Gedanken gleichsam flattern und einer nach dem andern davonfliegen.

Ich fühle dasselbe Zucken und dieselben Schmerzen wie die Somnambule, welche man magnetisirt.

Die Musik condensirt sich in meiner Brust und steigt mir in's Gehirn, wie die Dämpfe des Champagners.

Bei dem letzten Tone des Ritornells bin ich berauscht.

Dann bin ich eine Furie, die nicht ihres Gleichen hat.

Meine Arme haben den Schwindel, meine Beine sind wahnsinnig.

Ich muß nun Bewegung, Lärm und Getöse haben. Es ist gleichsam ein Fieberschauer, der mir von den Füßen in den Kopf steigt.

Alles scheint sich um mich herum im Kreise zu drehen — die Decorationen, die Lichter und andere Gegenstände.

Es ist, als ob dies alles zusammenwirkte, um mich auf musikalischem Wege zu magnetisiren.

In diesem Augenblicke könnte eine Mauer sich mir in den Weg stellen und ich würde glauben, die nöthige Kraft zu besitzen, um hindurch zu springen.

XVIII.

Ich liebe den Beifall des Publikums, aber nicht, weil er meiner Eigenliebe schmeichelt, sondern weil er Lärm macht.

Ich wollte, wenn ich tanze, daß der Blitz einschlüge, daß die Häuser zusammenstürzten.

Ich wünsche mir ein Getöse, welches die Muthigsten erschreckte.

Das Geläute von Notre Dame, ein Erdbeben, das jüngste Gericht! —

O! o! —

Sechstes Kapitel.

Das Casino Cadet. — Mein Vorrecht. — Dialogisirte Scenen. — Alide Gambilmuche. — Alice, die Provençalin. — Margarethe, die Hugenottin und die Independance Belge. — Die berühmten Frauen. — Die Bildnisse der Frauen von Sevigné, Girardin und andere. — Alice, die Provençalin, als Choristin am Theater der Délassements-Comiques. — Rosalba. Der Cancan. — Nini Schönzahn. — Ihre Haube, die Mühlen und ihre Hüte. — Warum sie spart. — Hortense. — Ernestine. — Karl, der Tänzer. — Chopart, genannt der Liebenswürdige.

I.

Alle Welt weiß, daß ich eine der fleißigsten Besucherin des Casino Cadet und der Salons Markouski bin.

Wer kennt nicht das Casino Cadet?

Diesen Palast der phantastischen Choreographie und der eleganten Sprache?

Ganz Paris geht hin.

Nichtsdestoweniger werde ich mir erlauben, einige Einzelheiten darüber zu berichten.

Es gehört dies mit zu meinen Attributen.

II.

Sei daher so gütig, lieber Leser, mir in jene aristokratische Oase zu folgen. Du brauchst Dei-

nen Platz nicht zu bezahlen — meine Cavaliere haben freien Eintritt.

Das ist mein Vorrecht.

Das Casino Cadet.

(Scene aus dem Leben gegriffen.)

Ein Mann aus der Provinz. Es ist wirklich sehr hübsch hier. Wer sollte meinen, daß dies ein öffentlicher Ballsaal wäre — es ist hier schöner als in unserm Rathhause.

Alida (eine junge Nymphe, die im Begriff steht, zum zweiten Male mündig zu werden). Es ist noch nicht viel da — ich sehe noch keinen Bekannten und ich habe schon Durst.

Ein Stammgast (zu seinem Freunde). Auf Dein Ehrenwort, Du bist noch nicht hier gewesen?

Der Freund. Auf mein Ehrenwort!

Der Stammgast. Das ist aber sonderbar. Wo bringst Du denn Deine Abende zu?

Der Freund. Bei meiner Familie.

Der Stammgast (mit Theilnahme). Armer Junge!

Der Freund. Sind die berühmten Damen schon da?

Der Stammgast. Noch nicht. Ich glaube jedoch, Alice, die Provençalin,. bemerkt zu haben.

Der Freund. Wer ist Alice, die Provençalin?

Der Stammgast. Ach, lieber Freund, kennst Du denn auch gar nichts? Alice, die Provençalin, ist eine liebenswürdige junge Dame, welche beinahe eben so gut tanzt als Finette, vor welcher Gambilmuche erzittert und welche Margarethe, die Hugenottin, als ihre Collegin begrüßt.

Der Freund. Ah, Margarethe, die Hugenottin? Diese kenne ich. Es ist in der Indépendance Belge oft die Rede von ihr. Meine Mutter ärgert sich darüber. Ist sie nicht ein wenig die Geliebte jenes Mané?

Der Stammgast. Man sagt, er sei ihr Onkel.

Der Freund. Ah so! Wird sie auch kommen?

Der Stammgast. Davon kannst Du überzeugt sein. Die Bälle des Casino könnten ohne sie nicht stattfinden.

Der Freund. Tanzt sie wirklich gut?

Der Stammgast. Wie ein Engel.*)

(Die beiden Freunde gelangen, während sie so mit einander plaudern, in den Portraitsaal.)

Der Freund. Wer sind diese Damen? Wahrscheinlich die berühmten Tänzerinnen, von welchen wir so eben sprachen. Ganz gewiß ist dieser Ball sehr galant — er ist gänzlich den Damen gewidmet.

Der Stammgast. Was diese Potraits betrifft, nicht. Diese Damen hier sind die Frauen von Sevigné, von Girardin u. s. w.

Der Freund. Ah so!

Der Stammgast. Es ist ein Glück, daß Du leise sprachst — man hätte sich über uns lustig gemacht.

Der Freund. Wer denn?

Der Stammgast. Die Stammgäste.

Der Freund. Mir ist es ganz gleich — mögen diese Herren und diese Damen sich über uns lustig machen wie sie wollen.

Der Stammgast. Ja, aber mir ist es

*) Ich bitte den Leser, zu beachten, daß nicht ich es bin, die hier spricht. Ich bin blos eine einfache Geschichtschreiberin, welche selbst ihre Bescheidenheit der Wahrheit zum Opfer bringt.

(Anmerkung der Verfasserin.)

nicht gleich. — Sieh, da kommt Alice. Willst Du, daß ich Dich ihr vorstelle?

Der Freund. Es liegt mir nichts daran.

Der Stammgast. O, laß es doch geschehen — man muß alle Leute kennen lernen — (rufend) Heda! He! Alice!

Alice, die Provençalin. Was giebt's?

Der Stammgast. Dieser Herr wollte Dich in der Nähe sehen.

Der Freund (verlegen). Mademoiselle, ich —

Alice. Er ist garstig, Dein Freund. — Sie kommen wohl nicht oft hierher, mein Herr, nicht wahr nicht?

Der Freund. Es ist heute das erste Mal und ich freue mich, daß ich gleich bei meinem ersten Besuche —

Alice. Bezahlst Du etwas?

Der Freund. Mit Vergnügen. Sie erzeigen mir große Ehre, denn sicherlich —

Alice. Bist Du bald fertig mit Deinen Manieren?

(Sie setzen sich in die Galerie, wo Kaffee servirt wird.)

Alice. Siehst Du, Kleiner, hier mußt Du Dir abgewöhnen, so zu sprechen, wie Du jetzt

sprichst. Es ist das nicht höflich. Es demüthigt die Andern.

Der Freund. Aber ich spreche doch nicht ganz schlecht, sollte ich meinen.

Alice. Wie heißt Du denn?

(Der Freund wird roth und giebt keine Antwort.)

Du willst es nicht sagen — na, mir ist es gleich. Du kommst incognito — Du bist vielleicht verheirathet?

Der Freund. Noch nicht.

Alice. O, Du bist es! Ich sehe es Dir an. — Wohlan, mein Kleiner, Du mußt Deine Frau mit hierherbringen. Hier kann sie sich bilden. —

Der Stammgast. Was das betrifft, so muß ich selbst sagen, daß das Casino Cadet eine vortreffliche Bildungsanstalt ist.

Alice. Ja, man lernt hier mit Sicherheit auftreten. Ich selbst, die ich mit Dir spreche, war noch vor sechs Monaten, ehe ich hierherkam, dümmer als eine leere Flasche. Ich war Choristin an den Délassements-Comiques und fühlte mich allemal befangen, wenn ich auftreten sollte. Dumme Blödigkeit! Jetzt würde ich Herrn Mélingue jede Rolle spielen, wenn man es von mir verlangte.

Der Freund (leise zu dem Stammgast). Welch ein sonderbares Mädchen!

Der Stammgast. Nicht wahr? Ich bin auch ganz vernarrt in sie.

Alice (in den Saal schauend). Sehet, da kommen Alida Gambilmuche, Rosalba und Nini. Da sind sie alle — O! o! (Sie neigt sich über das Geländer.) Guten Abend, meine Schwestern!

Alida (von unten). Guten Abend, Alice. Was consumirst Du denn da oben?

Alice. Was ich Lust habe. Ich bin mit einem Neuen da.

Alida. Dann komme ich hinauf.

Alice (zu dem Freunde). Du hast doch nichts dawider, Alter, daß Alida sich mit uns erfrische?

Der Freund. Im Gegentheile — ich bin ganz entzückt. —

Alice. Du bist immer entzückt — Du wirst nicht lange leben.

Alida (auf der Galerie anlangend). Guten Abend, meine Herren und alle zusammen. — Kellner, Bier!

Der Freund. Bier wollen Sie trinken? Wollen Sie nicht lieber eine Portion Eis genießen?

Alida (sieht ihn an). Sie wohnen wohl nicht in Paris, mein Herr?

Der Freund. Was soll diese Frage?

Alida. Nichts. — Kellner, dann geben Sie mir lieber Spritzkuchen und englisches Bier.

Der Freund. Sie sind es also, die man Alida nennt?

Alida. Ja, mein Herr, Alida Gambilmuche, mit meinem Ballnamen.

Der Freund. Sie sind Tänzerin?

Alida. Meinem Berufe nach, ja, mein Herr.

Der Freund. Besuchen Sie schon lange diesen Ort hier?

Alida. Seit seiner Eröffnung. Sie sind wohl Instructionsrichter, mein Herr.

Der Freund. Ich bin Kaufmann.

Alice. Du mußt nicht darauf achten, meine Tochter. Der Herr kennt das Casino Cadet noch nicht und sucht sich zu belehren.

Alida. Der Herr will die Sitten studiren, wie? — Wohlan, mein Sohn, man wird sie Dich kennen lehren. Es verschlägt Dir doch nichts, wenn ich Dich duze? Es genirt mich, „Sie" zu sagen!

Der Freund. Immer duzen Sie mich; ich habe durchaus nichts dagegen.

Alida. Er ist sehr artig, — mein Kleiner, Du bist sehr artig. Nun denn, junger Mann,

da Dir daran liegt, das Casino Cadet gründlich kennen zu lernen, so merke wohl auf, was ich Dir sage. Ich will Dir die Bewohner und Bewohnerinnen desselben zeigen. — Dort unten siehst Du jene Dame mit der pikanten Miene. Dies ist Rosalba Cancan, ein liebenswürdiges Mädchen, welches den genannten Cancan tanzt wie Niemand — mit Ausnahme Margarethens, die Hugenottin, welche die Königin desselben ist. Begehe nicht etwa die Dummheit, mich nach näherer Auskunft über ihr Privatleben zu fragen, denn ich spreche von meinen Kameradinnen niemals Uebles. Die da gegenüber ist Nini Schönzahn. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, warum man sie so genannt hat. Dein Scharfsinn läßt es Dich errathen. Sie ist eine sehr erfahrene Dame, welche ihre Haube über die Windmühle geworfen hat und seit dieser Zeit in einem Hute für fünf Louisd'or geht. — Man sagt, sie befinde sich in diesem Augenblicke sehr wohl, sie habe eine schöne Wohnung und Polisandermöbel und lege Geld zurück. Sie spart und trachtet sehr darnach, sich eine Rente zu erwerben.

Der Freund. Daran thut sie ganz recht.

Alida. Das kommt auf das Temperament an. — Ihre Freundin ist Hortense — Hortense,

die Reiche, wie man sie hier nennt. Sie schwimmt förmlich in Banknoten, aber sie wirft das Gold zum Fenster hinaus. Die bösen Zungen behaupten, ein hübscher junger Mann stehe fortwährend unter ihrem Fenster, um die herunterfallenden Louisd'ors aufzuheben, aber ich glaube kein Wort davon. Die Zeit dieser Herren ist vorüber. Man empfängt, aber man giebt nicht mehr — es gehört nicht mehr zum guten Ton.

Der Freund. Uebrigens ist es auch abscheulich.

Alida. Dies kommt abermals auf's Temperament an. — Die, welche eben eintritt und ihren Haarputz ordnet, ist Ernestine, ebenfalls eine junge Dame in wohlhabenden Umständen. Sie hat lange Zeit gebraucht, um ihr Glück zu machen, hat aber mit Händen und Füßen so gut gearbeitet, daß sie sich heute selbst für zehntausend Francs keine Flechte ihres Haares abschneiden lassen würde.

Der Freund. Aber dann sind ja alle diese Damen reich.

Alida. Alle! O da fehlt viel. Die meisten sind arm; erstens ich, zweitens Alice und dann die übrigen. Wir laufen alle den Tausendfrancs-Billets nach, diese Schufte aber laufen noch schneller als wir.

Der Freund. Wer ist denn dieser Herr, welcher Rosalba den Arm reicht?

Alida. Das ist Karl, der Tänzer, — eine männliche Berühmtheit des Balles — ein vergnügter Brididi. Er tanzt sehr gut, aber er ist zu stolz und eingebildet — er hält sich für eben so berühmt, als Rigolboche und das thut ihm Schaden. — Der andere ist Chopart, genannt der Liebenswürdige, ein guter Junge dieser, welcher springt wie eine Heuschrecke und deswegen durchaus nicht stolz ist.

Der Freund. In Summa, dies ist alles sehr amüsant.

Alida. Das glaube ich Dir. Eben deswegen kommen wir auch alle hierher und deswegen verdient das Casino Cadet Millionen. Hiermit, Alter, verlasse ich Dich. Eben geht eine Quadrille an, zu der ich mich anbieten will — dafern Du nicht selbst mein Cavalier sein willst.

Der Freund. Ich danke, ich kann nicht tanzen.

Alida. Nun dann auf das Vergnügen, Dich wieder zu sehen. Kommst Du mit, Alice?

Alice. Ja wohl. — Meine Herren, ich empfehle mich!

(Der Freund beantwortet diesen Gruß durch

eine ehrerbietige Verbeugung. — Nachdem die Damen fort sind, faßt der Stammgast seinen Freund beim Arme.)

Der Stammgast. Nun, was sagst Du dazu?

Der Freund. Ich sage, daß es allerliebst ist, und daß ich mich sehr freue, hierher gekommen zu sein. —

Der Stammgast. Nicht wahr?

Der Freund. Ja, und zwar, weil ich nun nicht wieder herzugehen brauche.

Siebentes Kapitel.

Markouski. — Seine Salons. — Was er daraus zu machen gewußt hat. — Sein Ernst. — Seine Liebe für die Journalisten. — Markouski als Reclamenjäger. — Das Stichblatt der Vaudevillisten. — Gil Perez und Lambert Thibouſt. — Was Markouski tröſtet. — Seine Manie. — Eine wahre Geschichte. — Die erwarteten Russen. — Eine Einnahme von siebzehn Francs fünfzig Centimes. — Markouski's Verzweiflung. — Ankunft von vornehmen Fremden. — Gil Perez geht fort. — Drei feine Herren. — Markouski's Stolz. — Die Entfernung der Gäste. — Gustav Claudin. — Vertrauliche Plauderei. — Rigolo — ein spanischer Ausdruck. — Die Eau de Cologne-Fêten. — Die Sonne. — Verwandlung der Russen in Handelsgerichtsdiener. — Warum Markouski von vier Uhr ab nicht mehr mit seinen Gästen spricht. — Ich. — Meine Erfolge auf den Bällen. — Meine Lust, zum Theater zu gehen. — Henri Delaage. — Arthur Delavigne. — Folichons et Folichonettes. — Die Délassements-Comiques.

I.

Markouski's Salons sind von eben so lebenslustigen Gästen besucht.

Der weibliche Theil ist derselbe wie im Casino Cadet.

Wir müssen jedoch zur Ehre des berühmten Polen sagen, daß die Haltung hier weniger zügellos und die Sprache umsichtiger ist.

Markouski thut Alles, was menschenmöglich ist, um seinen Ball aristokratisch zu machen.

Bis jetzt ist es ihm aber blos gelungen, ihn amüsant zu machen.

II.

Das ist schon etwas.

III.

Markouski ist das jovialste Wesen der Erde. — Er ist das Einzige in seinen Salons, was wirklich eines Studiums würdig ist.

Von ihm sprechen, heißt von seinem Hause sprechen.

IV.

Alle Welt weiß, daß dieser emeritirte Professor der enragirteste Pole von ganz Polen ist.

Sein Accent ist das Drolligste, was man sich denken kann. Sein Ernst und die Wichtigkeit, die er sich zu geben sucht, könnten einen Sterbenden zum Lachen bringen.

V.

Er betet die Journalisten an und würde sich lieber einen Finger abschneiden, als ihnen Anlaß zur Unzufriedenheit geben.

Er überschüttet sie mit Einladungen, mit Gefälligkeiten und mit Artigkeiten.

Natürlich in der sehr geschickten Absicht, daß sie lobende Artikel über ihn schreiben.

Er ist ein Reclamenjäger.

Und zwar mit Erfolg.

Man spricht von ihm beinahe eben so viel als von mir.

VI.

Es giebt in ganz Paris keinen Menschen, über welchen mehr gespottet würde als über Markouski.

Er ist das Stichblatt aller Vaudevillisten. Er ist so klug, darüber zu lachen und erzürnt sich niemals.

Die Lästerzungen behaupten, er verstünde nicht, was man ihm sagt.

VII.

Gil Perez, der lustige Komiker des Palais Royal, ist ihm am auffässigsten.

Gil Perez hat mehr Späße über ihn im Umlauf gebracht, als es deren bedurfte, um eine ganze Armee lächerlich zu machen.

Und Markouski betet Gil Perez förmlich an.

— Er führt mir durch seine Possen Gäste zu, sagt er; immer laßt ihn reden.

VIII.

Eine der Manien dieses polnischen Professors besteht darin, daß er sich fortwährend beklagt.

— Ich kämpfe mit dem Elend, ist sein Lieblingsausdruck.

Gil Perez nennt ihn daher den „großen Dulder."

IX.

Man erzählt eine Menge Geschichten von ihm. Ich will mich nicht zum Echo dieser Verleumdungen machen und Schlimmes von einem Manne sprechen, der mich freundlich aufgenommen hat, als ich noch nichts war.

Dennoch kann ich das famose Abenteuer mit den Dienern des Handelsgerichts erzählen.

Markouski selbst erzählt es überall und bat kürzlich in meiner Gegenwart einen Journalisten, eine Novelle daraus zu machen und dabei Sorge zu tragen, seinen Namen vollständig zu nennen.

Ich habe schon oben gesagt, daß er die Reclamen leidenschaftlich verehrt.

X.

Es war an einem Dienstage — einem Empfangstage — die Gäste hatten auf sich warten

lassen, wie das zuweilen geschieht, wenn der Wind ihm nicht günstig ist.

Um ein Uhr sah man in den Salons höchstens sieben bis acht junge Tänzerinnen, welche allabendlich eine Zweifrankenmarke von ihm erhalten, um seine Feste zu schmücken.

Markouski war düster gestimmt.

Nur die freien Entrées hatten sich eingefunden.

Man erwartete eine Gesellschaft Russen, die aber nicht kamen.

Gil Perez ging hinter ihm drein, indem er ihm zurief:

— Pole, Pole! Du thust sehr Unrecht, auf die Unterstützung Rußlands zu zählen. — Es kann Dich nur unterdrücken, aber seine Rubel wird es Dir nicht bringen.

Es war bald zwei Uhr und die Einnahme belief sich auf siebzehn Franks und fünfzehn Centimes.

— Sie sehen, ich kämpfe mit dem Elend, sagte Markouski schluchzend; ich schmücke meine Salons mit Blumen, ich sprenge überall Eau de Cologne, ich trage Handschuhe und dennoch unterliege ich.

Plötzlich bemerkt man eine Bewegung an der

Thür. Der Controleur kommt ganz freudig herbei und spricht leise mit Markouski, dessen Stirn sich glättete.

— Es sind meine Russen, sagte er; endlich!

Und er lenkte seine Schritte nach der Kasse, wo drei bescheiden gekleidete Männer mit dem Hute in der Hand fragten, was man bezahlen müsse, um Eintritt zu erhalten.

Markouski erschöpfe sich in Begrüßungen und zeigte sich außerordentlich zuvorkommend.

Gegen Zahlung von zwei Louisd'or wurden die drei Gäste eingelassen.

Er führte sie auf die Galerieen, ließ sie seine Salons bewundern und nahm eine gravitätische Miene an.

Wenn Markouski eine gravitätische Miene annimmt, so sagen die Stammgäste: Die Einnahmen sind gut.

Gil Perez entfernte sich.

XI.

Die drei Unbekannten, welche der Professor hartnäckig seine drei vornehmen Gäste nannte, blieben die ganze Nacht da und tranken und tanzten.

Markouski, der sie nicht aus den Augen ließ,

überzeugte sich zu seiner Freude, daß sie sich ganz erstaunlich amüsirten.

Die Damen waren anbetungswürdig; das Orchester — ein Pianoforte und eine Violine — spielte die verlockendsten Tänze.

— Es ist das eins der schönsten Feste, welche ich jemals gegeben habe! rief Markouski in einem Augenblick gerechtfertigten Stolzes.

XII.

Gegen vier Uhr begann man an's Nachhausegehen zu denken. Alle Welt entfernte sich, die einen mit ihren Frauen, die andern mit denen ihrer Freunde, und diese letztern, wie sie gekommen waren.

Nur die drei vornehmen Herren machten keine Anstalt zum Aufbruch.

— Sie müssen sehr zufrieden sein, sagte Markouski bei sich selbst. Ich wollte meine Handschuhe gegen die des Herrn Gustav Claudin, meines am wenigsten eleganten Stammgastes, wetten, daß sie nächsten Sonnabend mit ihrer ganzen Familie wiederkommen.

Um halb fünf Uhr machte das Bedürfniß, das Gas auszulöschen und sich schlafen zu legen, sich in dem Herzen des Professors bemerkbar.

— Zum Teufel! sagte er diesmal bei sich selbst, wollen sie denn hier schlafen? Ich habe ja nur ein Bett.

Und seine honigsüße Miene und seinen affectirt höflichen Ton gegen „Fremde von Distinction“ annehmend, näherte er sich seinen drei Russen und sagte artig wie ein Edelmann:

— Die Herren wissen wohl, daß der Ball zu Ende ist? Der Tag wird sogleich anbrechen, und ich muß, der Polizeiordnung gemäß, um fünf Uhr früh schließen.

Einer der drei Gäste stand auf, trat an das Fenster, sah hinaus und sagte:

— Es ist wahr — wir müssen gehen — aber wir werden wiederkommen, denn man amüsirt sich ganz köstlich bei Ihnen.

— Die Herren schmeicheln mir, sagte Markouski, während ihm die Thränen in die Augen traten.

— Nein, durchaus nicht — es ist hier sehr rigolo —

— Rigolo! dachte Markouski; es sind Spanier — und ich hatte sie für Russen angesehen. Das ist mir lieber. Die Spanier sind feiner und besser.

— Also Sonnabend ist Ihr neuer Ball?

— Ja, nächsten Sonnabend. — Dienstags und Sonnabends sind meine großen Eau de Cologne-Fêten. Sie haben gesehen, wie schön Alles eingerichtet war. Sonnabends ist es noch weit besser. Ich empfange nur Prinzen, Barone und Journalisten. Die Herren sind wohl von Adel?

— Durch die Frauen, ja, Herr Markouski.

— Man sieht es Ihnen wohl an. — Man sieht sogleich, daß Sie Herren von hohem Stande sind.

XIII.

In diesem Tone dauerte die Conversation eine halbe Stunde.

Markouski dachte nicht mehr an den Schlaf.

— Meine Gäste sind vielleicht Finanzpächter, dachte er.

Um sechs Uhr war es Tag. Der Sonnenschein drang durch die Fenster und machte das Gas erbleichen.

— Da scheint die Sonne, sagte einer der drei Gäste.

— Ja, wirklich!

Hierauf drehte der Unbekannte sich nach Mar-

kouski herum und sagte mit plötzlich verändertem Ton und Benehmen:

— Sie sind Herr Markouski, nicht wahr?

— Allerdings. Ich habe schon die Ehre gehabt, es den Herren zu sagen.

— Wohlan, mein werther Herr Markouski, kraft eines von dem Handelsgericht vergangenen Monat in letzter Instanz gefällten Erkenntnisses verhafte ich Sie. Haben Sie die Güte, uns in das Schuldgefängniß von Clichy zu folgen.

XIV.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß der choreographische Pole blos eine Stunde Gefangener blieb.

Sein Compagnon eilte, ihn der Freiheit und seiner gewohnten Lebensweise zurückzugeben.

Von dieser Zeit an aber plaudert Markouski mit seinen Gästen nicht mehr nachdem vier Uhr vorbei ist.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Von dem Augenblicke an, wo ich begonnen hatte, meine Kunst ernsthaft zu studiren, tanzte ich im Casino und bei Markouski mit einem Erfolg und einem Eifer ohne Gleichen.

Meine Bewunderer riethen mir schon, zum Theater zu gehen.

Sie prophezeiten mir hier große Triumphe.

Ich war so ziemlich ihrer Meinung, aber die Gelegenheit fehlte.

Endlich erschien sie in der Gestalt Henry Delaage's, der in allen geheimnißvollen Wissenschaften eben so erfahren ist, als der Graf von Cagliostro selbst.

Alle Welt kennt Henry Delaage, ebenso wie Henry Delaage alle Welt kennt.

Er ist ein liebenswürdiger und geistreicher Jüngling, der hundert oder hundertundfünfzig Jahr alt sein muß, aber nicht mehr als dreißig zu zählen scheint.

XV.

Ich begegnete ihm eines Abends in der italienischen Oper. Er schlug mir vor, Engagement an den Délassements zu nehmen.

Einer seiner Freunde — Arthur Delavigne — ließ hier ein Stück „Folichons et Folichonettes“ einstudiren, in welchem man einen Schiffsjungentanz einschalten wollte, der eine vorzüglich gute Tänzerin nöthig machte.

Ich nahm das Anerbieten mit Freuden an.

Am nächstfolgenden Tage stellte er mich Herrn Sari vor, der mich auf der Stelle engagirte.

XVI.

Nun bin ich an der freudigsten Epoche meines Lebens angelangt.

Bei meinem Verweilen in den Délassements-Comiques.

Dieses Theater aber verdient wegen seines ganz besondern Thuns und Treibens eine Studie für sich.

Ich glaube nicht übel inspirirt zu sein, wenn ich ihm einige Zeilen widme.

Uebrigens hat es, besonders seit einiger Zeit, eine solche Bedeutung gewonnen, es hat mit der Geschichte der Pariser Welt so viele Berührungspunkte, daß es nicht mit Stillschweigen in einem Buche übergangen werden kann, welches den Titel „Rigolboche's Memoiren“ führt.

Achtes Kapitel.

Was die Délassements-Comiques für die andern Theater sind. — Die Luft, welche man hier athmet. — Herr Sari, der Director. — Sein Charakter. — Was er in diesem Theater bewirkt hat. — Was ihn selbst Wunder nimmt. — Eine Idee von ihm. — Worin er wirklich stark ist. — Ein Ausspruch von Oskar, dem Regisseur. — Sari's Magnetismus. — Diese Damen. — Woraus die weibliche Truppe besteht. — Mademoiselle Anna und das Pantheon. — Mademoiselle Henriette. — Mademoiselle Leroyer. — Die zwei neuen Schwester Lyonnet. — Mademoiselle Melanie. — Mademoiselle Clementine. — Das Ziel ihres Ehrgeizes. — Elmyre Paurelle. — Marie Paurelle. — Ein Ausspruch von einer alten „Hindinn." — Die Damen Rosa, Gérard und Flora. — Warum ich nicht von ihrem Privatleben spreche. — Die Wahrheit über ihre Moralität.

I.

Die Délassements-Comiques sind für die andern Pariser Theater das, was das Quartier latin für den Faubourg du Roule ist.

Es ist das eigentliche Theater der sogenannten Zigeunerwelt — Sorglosigkeit und Ungenirtheit herrschen hier ununterbrochen.

Was hier geschieht, was hier gesprochen wird, das geschieht sonst nirgends weiter und wird nirgends weiter gesprochen.

Die Pariser Heiterkeit scheint sich hierher geflüchtet zu haben.

Man lacht hier vom Morgen bis zum Abend.

Von dem Director an bis zum Laufburschen macht jeder seinen Witz.

Sogar die Feuerwehrleute sind geistreich.

II.

Der Aufwand an Intelligenz, Witz und guter Laune, den man in diesem Theater macht, würde für den Ruhm von zwanzig kleinen Journalen hinreichen.

Die Luft, welche man hier athmet, belebt und berauscht.

— Die Délassements, sagt Mademoiselle Melanie, sind der einzige lustige Ort in Paris.

Mademoiselle Melanie hat die Wahrheit gesprochen — zufällig einmal.

III.

Sari ist es, der diese immerwährende Heiterkeit ins Leben gerufen hat.

Er ist nicht blos der Director seines Theaters, sondern er repräsentirt auch die Freude desselben.

Er ist ein liebenswürdiger, feingebildeter Mann, seine Manieren sind elegant und geglättet, seine Sprache ist geistreich und witzig.

Ich bin nun seit einem Jahre bei ihm enga-

girt und entsinne mich nicht, ihn auch nur eine Stunde traurig gesehen zu haben.

Künstler vom Scheitel bis zur Sohle, hat er mit weiter nichts als seiner Inscenirung, seinen Costüms und seinen Decorationen ein wenig Kunst in die Boudoirs einzuschmuggeln gewußt.

Die Kunststücke, welche er ausgeführt, seitdem er dieses Theater dirigirt, sind fabelhaft.

In einem Hause, nicht größer als eine Kommode, auf einer Bühne, nicht tiefer als eine Bonbonschachtel, ist es ihm gelungen, im Laufe des Jahres Stücke in zwanzig Tableaux, mit zwanzig Veränderungen, hundert Rollen und zweihundert Costüms zu geben, und alles ohne die mindeste pekuniäre Beihülfe.

Endlich — und dies muß als der Gipfelpunkt der Intelligenz eines Directors erscheinen — ist es ihm auch gelungen, Geld dabei zu verdienen.

Er ist selbst darüber ganz verblüfft.

IV.

Ich erinnere mich, daß eines Abends, nach Beendigung einer ersten Vorstellung, welche sehr gut abgelaufen war, ihm ein seltsamer Wunsch durch den Kopf ging.

— Ich habe, sagte er, jetzt, wo das Stück zu

Ende ist, Lust, das Publikum zu bitten, in feierlicher Procession meine Coulissen zu besichtigen, den Platz, den meine Decorationen einnehmen, die Höhlen, wo meine Acteurs und meine Actricen sich ankleiden, mit ihnen zu sprechen und selbst die unzähligen Schwierigkeiten zu beurtheilen, welche ich habe überwinden müssen, um nur einfach diese Vorstellung geben zu können. Ich bin überzeugt, daß man mir anstatt eines Erfolgs einen Triumph bereiten würde.

Er hatte vollkommen Recht.

Wenn man wüßte, wie viel Intelligenz, Gewandtheit und Geschicklichkeit dazu gehört, um diese Welt von Maschinisten, Statisten, Frauen und Regisseurs in einem so kleinen Raum und mit so wenig Hülfsmitteln manövriren zu lassen, so würde man Wunder schreien.

In der That bin ich auch immer der Meinung gewesen, daß Sari ein Zauberer sei.

V.

Seinen Actricen gegenüber zeigt er sich wirklich stark.

Man hat seine weibliche Truppe mit einer Strafcompagnie verglichen.

Niemals hat man eine richtigere Definition aufgestellt.

Diese Damen — meine süße Colleginnen — sind die unzähmbarsten Wesen der Schöpfung.

Ihre Eigenliebe, ihre Beschäftigungen, ihre Nachlässigkeiten, ihre Entschuldigungsgründe würde die Geduld einer Armee von Erzengeln erschöpfen.

Um sie soweit zu bringen, daß sie sich pünktlich zu den Proben einfinden, daß sie ihre auf dem Repertoir befindlichen Rollen nicht zurückgeben, muß man die Kraft von achtzehn Diplomaten entwickeln.

Und er erlangt dies alles ohne Geschrei, ohne Zorn, ohne harte Worte.

Obendrein während er seine Actricen sehr schlecht und zuweilen gar nicht bezahlt.

Oscar, der Oberregisseur, ein wackerer Mann aus der alten Schule, kann es auch nicht begreifen.

— Er besitzt ganz gewiß ein Geheimniß, sagt er jeden Augenblick.

VI.

Ich gestehe, daß ich der Meinung Oscars bin. Ich glaube, Sari magnetisirt sie. Wenn er

erscheint, wenn er spricht, senkt die Unzähmbarste das Haupt, wird sanft wie ein Lamm und predigt den Andern Moral.

VII.

Und alles dies geschieht lachend, scherzend und mitten unter einem Sprühfeuer von Witzworten.

VIII.

Die weibliche Truppe des Theaters besteht aus etwa zwanzig, so ziemlich von allen Orten und Enden her rekrutirten Damen.

Sehr unbesonnen wäre Der oder Die, welche wagten, Nachforschungen über die Herkunft oder die Vergangenheit dieser Damen anzustellen.

An der Spitze stehen, der Anciennetät zufolge, die Damen Anna, Hennriette und Melanie.

Anna ist ein liebenswürdiges Mädchen, welche das spielt, was man in den Délassements die „Säulen" nennt, das heißt Alles, was majestätisch und monumental ist.

Gesetzt, ein Autor machte aus dem Pantheon eine Person, so würde Anna unfehlbar das Pantheon spielen.

Sie wird das obligate Rondo auf die großen Männer singen, sich von der Claque applaudiren

lassen, welche nicht begreifen und sich geheimnißvoll entfernen wird, ohne ein Wort zu sprechen.

Anna ist die treueste Pensionairin Sari's.

Wenn alle ihre Colleginnen ihr glichen, so wäre Herr Harel — der Jüngste — hinreichend, das Theater zu dirigiren.

Böse Zungen haben behaupten wollen, Anna datire noch von der Gründung der Délassements her. —

Wenn dies wahr ist, so ist das Theater noch sehr jung, oder sie hat sich gut conservirt.

Ich kenne Viele, die sie sehr hübsch finden.

Die Gandins des Zuschauerraums haben allerdings darauf verzichtet, ihr den Hof zu machen. Sie sehen sie vielleicht schon zu lange.

Dennoch fällt es Niemandem ein, über sie zu witzeln oder zu lachen.

Uebrigens weiß Jeder, daß sie exemplarisch tugendhaft ist, und daß sie ihren Geliebten selbst für ein Mobiliar von Rosenholz nicht hintergehen würde.

Sie ist eine Person, welche feste Grundsätze hat.

Clementine nennt sie die solide Dame der Délessements.

IX.

Henriette spielt so ziemlich dieselben Rollen wie die Vorgenannte — immer die „Säulen.“

Zuweilen variirt sie, denn man hat sie auch alte Klatschschwestern spielen sehen. Sie singt sehr richtig, hat viel Geschick und trägt die Costüme wie sonst Niemand.

Sie ist das frappant ähnliche Portrait der Mademoiselle Leroyer von den Folies-Dramatiques.

Es sind die beiden Schwestern Lyonnet vom Boulevard du Temple.

X.

Melanie spielt die weiblichen Desgenais. Sie schleudert das Wort wie Felix und declamirt wie Dupuis vom Gymnase. Sie ist bei den Abonnenten sehr beliebt.

Ich weiß nicht, ob sie denselben durch gleiche Zuneigung vergilt.

Ihr angeborenes distinguirtes Aeußere ist eins der Hauptelemente ihres Erfolges.

Auf drei Schritt Entfernung sollte man wetten, es sei eine Herzogin, die sich unter den großen Haufen mischt; in der Nähe ist sie Mademoiselle Melanie.

Sie besitzt die Heiterkeit einer Grisette Paul

de Kock's und den Witz eines Ziegeuners Henry Murger's.

Sie lacht beständig.

Das Lachen ist bei ihr zu einer förmlichen Manie geworden — sie lacht beim Essen, beim Spielen, beim Weinen.

Ihre schönen Zähne entschuldigen sie.

XI.

Mademoiselle Clementine, welche schon erwähnt worden ist, ist eine neuere Schöpfung.

Sie ist erst ein Jahr bei den Délassements.

Wenn man sie hört und sieht, sollte man darauf schwören, sie wäre schon zehn Jahre dabei.

Ihr Talent als Schauspielerin ist schon sehr bedeutend.

Ihr Charakter im Privatleben ist aber diesen günstigen Anlagen hinderlich.

Die Eigenliebe wird sie noch zu Grunde richten.

Sie war es, welche eines Tages einen Herrn inständig bat, sich um ihrer Reize willen zu duelliren.

Das wird mir eine feste Stellung geben, sagte sie. Ich bedarf, daß man von mir spreche, und übrigens muß jede schöne Frau sich in ihrem

Leben den Tod wenigstens eines Mannes vorzuwerfen haben.

Bis jetzt aber hat Mademoiselle Clementine sich glücklicherweise nach dieser Seite hin noch keinen Vorwurf zu machen.

Hoffen wir, daß es immer so bleibe.

XII.

Die Schwester Paurelle, Elmyre und Marie sind gleichzeitig mit Herrn Sari eingetreten.

Elmyre ist eine kleine Comödiantin, die eine große Zukunft hat.

Sie hat den schönsten Kopf von der Welt, aber eben so wie Clementine, besitzt sie einen abscheulichen Charakter.

Sie hat den Gang eines kleinen Mädchens und den Geist einer alten Frau.

Melanie behauptet, sie sei siebzig Jahr alt, wenn sie allein sei.

Marie ist sanfter, aber ihre theatralische Zukunft ist weniger gesichert.

Dennoch hat sie guten Willen.

— Mit dem guten Willen aber, sagt eine alte Freundin von mir, kommt man nicht aus. Es ist wie mit dem Gelde der Verehrer aus wahrer Liebe.

XIII.

Rosa, Gérard, Flora und die fünfzehn anderen haben keine besonders hervorragende Seite.

Sie spielen, was sich findet, aus Liebe zu dem Theater oder zu ihrem Vergnügen.

Was ihr Privatleben betrifft, so werde ich mich beeilen, nicht davon zu sprechen. Ich würde zu sehr fürchten, daß das, was ich heute schriebe, in acht Tagen nicht mehr der Wirklichkeit angehörte.

Mit einem Worte, die Actricen der Délassements sind eine liebenswürdige, durch Jugend, Kunstsinn und Intelligenz ausgezeichnete Truppe.

Die Theaterbesucher halten sie für weit thörichter als sie sind.

Dadurch, daß man sie mit verliebten Blicken und feurigen Briefchen bombardirt, behandelt man sie nicht blos auf leichtfertige Weise.

Man verleumdet sie.

Neuntes Kapitel.

Immer noch die Délassements. — Mademoiselle Mentz, das Factotum. — Ein Ausspruch von Julia. — Was die Abonnenten über Mademoiselle Mentz sagen. — Oscar, der Oberregisseur. — Erklärung seines Mangels an Ehrgeiz. — Devaux, der zweite Regisseur. — Der Musikdirector Gourlier. — Die Couliſſen. — Die Personen, welche dahinter kommen. — Alexander Flan. — Ernst Blum. — Warum ich nichts von ihm sage. — Die Herren Alphons Royer, Hippolyt Cogniard, Henry Murger, Lafontaine, Mario Uchard, Lambert Thibouſt, Aylie Langlé im Foyer der Schauspieler. — Edmund About. — Seine Aehnlichkeit mit mir. — Ein historisches Document. — Eine Theaterprobe. — Die Schanspielerinnen bei dem Polizei-Commiſſar. — Die Comédie française und die Délassements.

.I

Sprechen wir noch ein wenig von den Délassements, wenn es ihnen beliebt.

In dem vorigen Kapitel habe ich unterlassen, von einer kleinen Actrice zu sprechen, die ebenfalls ihre bizarre Seite hat.

Ich meine Mademoiselle Mentz, das Factotum.

Sie ist ein Kind von fünfzehn bis sechszehn Jahren und Tochter einer Logenschließerin.

Sie kommt niemals in die Proben, aber dennoch kennt sie alle Rollen des Stückes, welches man spielt, oder welches man spielen wird.

Sie kennt sie so genau, daß sie am Abend

augenblicklich jede beliebige übernimmt, wenn die eigentlich dazu bestimmte Schauspielerin behindert ist, aufzutreten, und zwar ohne sich um ein Wort, um ein Komma zu irren.

Sie ist ein wahrer Schatz für die Délassements.

Denn nur zu oft vergessen unsere Actricen, zur rechten Zeit zu kommen — die eine wird durch das schlechte Wetter, die andere durch Verzögerungen einer Eisenbahnfahrt aufgehalten.

Julia, eine unbedeutende Größe, wußte, als sie eines Abends ausgeblieben war, am andern Tage keine andere Entschuldigung, als — sie habe die Adresse des Theaters vergessen!

Oscar machte sofort den Vorschlag, sie ihr um den Hals zu hängen.

II.

Doch um wieder auf die Mentz, dieses Wunderkind, wie Sari sie nennt, zurückzukommen, muß ich noch erwähnen, daß sie an einen einzigen Abend zuweilen zehn bis zwölf Rollen spielt.

Das Publikum kennt sie und ist ihr dankbar für ihre wunderbaren Leistungen.

Wenn sie zum Ersatz für irgend Jemanden auftritt, sagen die Abonnenten:

— Ah, da kommt die Kleine — wir wissen schon!

III.

Fahren wir fort in dieser Musterung meines Lieblingstheaters.

Ich bin beinahe wie die Verliebten. Ich spreche gern lange von dem, was ich liebe.

Oscar ist, wie ich schon oben gesagt habe, der Oberregisseur.

Für die Inscenirung und als Schauspieler besitzt er ein wirklich bemerkenswerthes Talent.

Uebrigens kenne ich keinen fleißigern Menschen als ihn.

Um neun Uhr Morgens steht er auf. Bis Mittag giebt er den Debütanten des Theaters Unterricht in der Declamation. Bis um vier Uhr hält er Probe und Abends spielt er eine anstrengende Rolle bis Mitternacht.

Trotz dieser zahlreichen Beschäftigungen weiß er es immer noch möglich zu machen, von Zeit zu Zeit ein amüsantes Vaudeville zu schreiben.

Er bläst Flöte, er spielt Klavier, er spricht italienisch und könnte, wenn es sein müßte, Herrn Jules Janin, dem Popanz meiner Mutter, Unterricht im Lateinischen geben.

Wie kommt es, werden meine ernsten Leser fragen, daß dieser so vielseitig gebildete Mann bei den Délassements-Comiques bleibt.

Erstens bringen die Délassements ihm viel Geld ein. Mit seinen Lectionen, seiner Regie, seinen Vorstellungen und seinem Honorar als Autor verdient er sich jährlich sieben bis achttausend Francs.

Ueberdies ist er hier in seinem Element.

Die folgende Antwort, die er eines Tages Jemandem gab, erklärt seine Handlungsweise hinreichend.

— Warum bleiben Sie hier? fragte man ihn.

— Weil es mir hier gefällt.

IV.

Devaux, der zweite Regisseur, ist die personificirte Thätigkeit.

Sein Amt ist, die Actricen zu benachrichtigen und darauf zu sehen, daß sie zur rechten Zeit auftreten.

Er ist es auch, der sie besucht, wenn sie krank sind, oder wenn sie sich so stellen.

Er schafft ferner Ersatzpersonen für sie, wenn sie ausbleiben und ruft sie zur Ordnung, wenn

sie vergessen, daß sie auf dem Theater nicht zu Hause sind.

Er hat einen schwierigen Posten.

V.

Der Musikdirector heißt Gourlier und ist ein talentvoller Mann. Er hat ebenfalls seinen Antheil an dem Erfolg des Theaters.

Seine Accompagnements verrathen eine fruchtbare Phantasie und ich kenne viele Besucher dieses Theaters, welche seine Variationen enthusiasmiren.

Er besitzt eine große Geschicklichkeit in dem, was man in der Theatersprache „die Rettungsstange reichen" nennt.

Wenn er nicht wäre, würden die meisten Actricen falsch singen.

Wenn er sich zuweilen durch seinen Gehülfen, der weniger geschickt ist als er, vertreten läßt, wird die Vorstellung eine wahrhaft merkwürdige.

Die Sängerinnen wissen weder wo aus, noch wo ein.

Sari nennt dies „Reisen um die Tonleiter herum machen."

VI.

Was auch die Lästerzungen sagen mögen, so sind die Coulissen doch allen Fremden hermetisch verschlossen.

Man sieht hier niemals Unbekannte. Die Zahl der hinter den Decorationen und in dem Foyer Zutritthabenden ist sehr beschränkt.

Man zählt sie.

Es sind einige Bevorrechtete, Freunde oder Verwandte des Directors, einige Journalisten von der sehr kleinen Presse und die Theater-Schriftsteller.

Ueberdies giebt es unter diesen Letzteren obendrein mehrere, die man niemals sieht.

Wie zum Beispiel Herrn Alexander Flan.

Dieser junge Vaudevillist, eine der Zierden des Theaters, findet sich bei jedem seiner Stücke gerade drei Mal ein.

Am Tage, wo das Stück gelesen wird, bei der Generalprobe und bei der ersten Aufführung.

Dann sieht man ihn nicht mehr.

Man sollte meinen, er fürchte für seine Tugend.

Diese Furcht ist ein wahrhafter Lobspruch auf die Truppe.

VII.

Sein gewöhnlicher Mitarbeiter, Herr Ernst Blum, dagegen findet sich alle Abende ein.

Ich glaube, er schläft hier.

VIII.

Ich würde einige Worte über seine Person sagen, aber er ist so bescheiden, daß ich fürchten würde, ihn zu verletzen. Nicht wahr, Ernst Blum, es wäre Dir unangenehm, wenn ich von Dir spräche?

Beruhige Dich, mein Sohn, ich werde nichts sagen. Ich werde Dir nicht den schlechten Streich spielen, etwas von Deinen Liebes- oder andern Angelegenheiten zu erzählen, denn Du bist ein artiger Mann und, was die Hauptsache ist, — ein Journalist.

IX.

An gewissen Abenden aber bevölkern die Coulissen sich doch mit Fremden und im Foyer wimmelt es von unbekannten schwarzen Fracks.

Diese aber haben vollkommen das Recht, hier zu erscheinen.

Es sind die Herren Alphons Royer, Director

der großen Oper; Hypolyt Cogniard, Henry Murger, Mario Uchard, Lambert Thiboust, Lafontaine, Ludwig Halévy, Aylie Langlé, Albert Wolff.

Vor zwei Jahren kam Edmund About hier fast nicht weg.

Seitdem die Blondinen aber die Mehrzahl bilden und ich hier tanze, kommt er nicht mehr.

Dies hat seinen Grund darin, daß seine Freunde behaupten, ich sähe ihm frappant ähnlich.

In der That haben wir auch einige Aehnlichkeit mit einander.

Aber ich bin besser als er.

X.

Ich sprach so eben von den Riesenarbeiten, welche man verrichten müßte, um ein Spektakelstück in Scene zu setzen, so wie man sie gewöhnlich in den Délassements spielt.

Während ich in meinen Papieren herumsuche, finde ich das Protokoll über die Probe, welches ich eines Tages, als ich der Literatur zugewendete Ideen hatte, zu meinem Zeitvertreib niedergeschrieben.

Ich habe große Lust, es hier einzuschalten — wohlverstanden als historisches Document.

Die Aechtheit desselben verbürge ich — auf zwei Jahre.

Eine Theaterprobe in den Délassements.

(Der Schauplatz ist auf der Bühne. Den Schauspielern gegenüber [ich drücke mich aus wie ein ächter Vaudevillist], mit dem Rücken nach dem Zuschauerraum sitzt in einem wackeligen Armsessel der Regisseur Oscar. Zu seiner Rechten, auf einem gewöhnlichen Stuhle, schaukelt sich der Autor.)

Oscar. Nun, meine Damen, sind Sie daran — Verfehlen Sie Ihr Stichwort nicht.

Melina (vortretend). Herr Oscar, trete ich auch von dieser Seite her auf?

Oscar. Versteht sich; wenn Sie gestern in die Probe gekommen wären, so wüßten Sie es.

Melina. Gestern konnte ich nicht. Ich hatte Geschäfte.

Oscar. Ein schöner Grund! Wo haben Sie denn anders Geschäfte als hier?

Melina (bei Seite). Wie dumm doch dieser Mensch ist!

Oscar. Also, Achtung gegeben! — Die Schäfer treten zuerst auf. Wer sind die Damen, welche die Schäfer machen?

Rosa. Ich, mein Herr.

Oscar. Aber gestern machten Sie ja die Schäferin.

Rosa. Ich habe mit der Gérand getauscht —

Oscar. Das ist nicht übel, auf Ehre! Sie vertauschen die Rollen nach Ihrem Belieben! — Wer ist denn hier Director? — Jedermann, wie es scheint. —

Rosa. Das Costüm stand mir nicht — und übrigens will mein Mann auch nicht, daß ich Männerrollen spiele. —

Oscar. Warum denn nicht?

Rosa. Er vergreift sich —

Oscar. Nun gut, so gehen Sie — Bleiben Sie bei den Schäferinnen — Ist die Dame, mit der Sie getauscht haben, hier?

Rosa. Nein, mein Herr. Sie kann nicht kommen — Sie empfängt heute.

Oscar. Sehr schön — das ist eine Probe, die einen guten Verlauf nehmen wird. Von sechszehn Schäferinnen fehlen vierzehn — es ist

ja unmöglich, unter solchen Umständen etwas vorzunehmen.

Der Autor. Es ist nicht möglich! Und ich wollte einige Kürzungen bewirken. Was soll ich denn machen, wenn ich nichts sehe?

Oscar. Kürzen Sie die Rolle, parbleu! Diese Damen finden sie ohnehin zu lang.

Paurelle. Wenn man mir etwas kürzt, so spiele ich nicht.

Der Autor. Aber Sie kommen ja auch nie in die Probe!

Paurelle. Man hält sie zu spät.

Der Autor. Um zwei Uhr ist es zu spät!

Paurelle. Ja wohl. Sie glauben wohl, ich habe weiter gar nichts zu thun? Uebrigens gefällt mir auch Ihre Rolle nicht.

Der Autor. Es ist aber eine effectvolle. Das Costüm ist allerliebst —

Paurelle. Was thu' ich mit dem Costüm? Ich habe ja nur zwanzig Zeilen zu sprechen.

Der Autor. Aber zwanzig geistreiche Worte. Sie sind von meinem Mitarbeiter.

Oscar. Na, wir verlieren viel kostbare Zeit. Ah, da kommt Mademoiselle Henriette. (Zu Henrietten). Nun, Sie scheinen sich nicht sonderlich zu beeilen, mein Kind! Sie glauben wohl,

wir haben weiter nichts zu thun als auf Sie zu warten?

Henriette. Komme ich denn zu spät?

Oscar. Blos eine Stunde.

Henriette. Ich glaubte, ich käme noch zu früh —

Oscar. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so käme ich lieber gar nicht.

Henriette. Und daran thäten Sie auch ganz wohl.

Melani. Ha, Henriette hat einen Witz gemacht!

Henriette. Das ärgert Dich wohl?

Melanie. O nein, ich wundere mich blos.

Oscar. Na, halten wir nun Probe. Gourlier, geben Sie den Accord an.

(Der Musiker spielt das Ritornell des ersten Chors. In diesem Augenblick erhebt sich ein Streit zwischen den Schäfern und den Schäferinnen.)

Oscar (sich erhebend). Was giebts denn schon wieder?

Mademoiselle Gérand. Das ist eine Niederträchtigkeit und Sie müssen mit zum Polizeicommissar gehen —

Mademoiselle Febvre. Das ist mir

ganz gleich. Vor Deinem Polizeicommissar fürchte ich mich schon lange nicht.

Mademoiselle Gérand. Ha! Sie schreiben anonyme Briefe, um mich um meine Stellung zu bringen, und Sie glauben, daß Ihnen dies so hingehen werde? — Ich werde Sie arretiren lassen.

Mademoiselle Febvre. Du! — Da gehörte eine ganz andere Person dazu als Du, um mich arretiren zu lassen.

Oscar. Meine Damen, schweigen Sie, und beginnen wir die Probe.

Mademoiselle Gérand. Kommen Sie mit — kommen Sie sofort mit oder ich lasse einen Stadtsergeanten holen.

Mademoiselle Febvre. Gut, ich gehe mit — aber Du sollst es mir bezahlen!

(Sie gehen wüthend hinaus.)

Oscar. Nun und was wird aus der Probe?

Henriette (leise zu Melanie). Sie gehen zum Polizeicommissar — das möchte ich sehen. Kommst Du mit?

Melanie. Geh voran.

(Nach Verlauf von drei Minuten haben alle Damen die Probe verlassen, um zum Polizeicommissar zu gehen.)

Oscar (allein mit dem Autor). Was sagen Sie dazu! Nun können wir zwei das Stück allein probiren.

Der Autor. Das geht aber nicht. Bei diesem System kann das Stück unter einem Jahre noch nicht gegeben werden.

Oscar. Parbleu, und wenn man bedenkt, daß das alle Tage so fortgeht!

Der Autor. Wenn mein Mitarbeiter das sähe, er hätte den Tod davon.

Oscar. Aergern Sie sich auch darüber?

Der Autor. Ja freilich! Aber was soll man thun? Ich werde eine Cigarre rauchen.

Oscar. Ah, da kommt Herr Sari.

Herr Sari. Was giebt's Neues?

Oscar. Das Neueste ist, daß wir Niemand mehr hier haben, um Probe zu halten.

Herr Sari. Wo sind denn alle?

Oscar. Bei dem Polizeicommissar —

Herr Sari. Zum Teufel! Er wird sie am Ende dort behalten.

Der Autor. Das ist leicht möglich.

Herr Sari. Also hat man heute gar keine Probe gehalten?

Oscar. Nein, man hat keine gehalten.

Herr Sari. Zum Teufel, das wird ernst=

haft! Ich werde sie holen. (Er steht auf und geht.)

Oscar (zum Autor). Ein schönes Theater! Der Director geht um seine Actricen bei dem Polizeicommissar zu holen.

Der Autor. Ja, das ist wirklich nicht übel —

Oscar. Und Sie glauben, daß das noch lange so fortgehen kann? In einem Monat, wo man nicht mal mehr eine Vaudeville in einem Akt zur Aufführung bringen kann.

Der Autor. Lassen Sie doch — es wird schon gehen. Seitdem ich für dieses Theater schreibe, hat man nie anders als mit drei oder vier Damen Probe gehalten und dennoch geht bei der ersten Vorstellung Alles wie am Schnürchen und Jeder ist auf seinem Posten —

Oscar. Worin hat dies seinen Grund?

Der Autor. Dies hat man niemals ermitteln können.

(Eine Viertelstunde nach dem Gespräch treten die Damen, welche Herr Sari erst geholt, wieder ein und die Probe findet wirklich statt.)

Herr Sari (zum Verfasser). Nun, sehen Sie, die Sache macht sich — es fehlt Niemand.

Der Autor. Um so schlimmer —

Herr Sari. Warum?

Der Autor. Morgen werden sie alle fehlen.

Herr Sari. Bis morgen ist es noch lange. Und übrigens, was machen wir uns daraus? Die Costüme und Decorationen sind ja im Stand!

Der Autor. Ja, dann freilich sind wir gerettet. Gestehen aber muß ich doch, daß es in der Comédie française besser geht als hier.

Herr Sari. Ja, aber es ist weniger amüsant.

Zehntes Kapitel.

Das Publikum der Délassements. — Seine Sympathie mit dem Theater. — Die „Hindinnen" und die „Gandins." Der echte Gandin im Parquet. — Der Parvenu als Gandin. — Seine Physiognomie. — Der Börsenmann als Gandin. — Das Geländer der ersten Loge. — Der alte Gandin in den Sesseln des Orchesters. — Die alten Marquis. — Die reichgewordenen Kaufleute. — Warum diese letzte Klasse gefährlich ist. — Die „Hindinnen." — Stammgäste. — Was sie ins Theater führt. — Die soliden Familien. — Ein doppelter Gewinn. — Ausgezeichnete Persönlichkeiten in den Délassements. — Montaubry, der Tenor. — Die Ursache seiner häufigen Heiserkeit. — Herr Victor König, genannt Comminges. (Siehe Pré-aux-cleres.) — Die freien Entrées. — Wer sich hineinschleicht. – Rolland, der Obercontrolleur und ein Gratis-Zuschauer.

I.

Das Publikum der Délassements ist ein ganz besonderes Publikum, welches ausdrücklich für das Theater geschaffen zu sein scheint.

Sein Benehmen, seine Sprache, seine Anschauungs- und Handlungsweise stimmen vollkommen mit ihm überein.

Sie sind einander werth.

Er besteht ausschließlich aus „Hindinnen" und „Gandins," welche allen Klassen angehören.

Jedermann weiß, daß das Königreich des Gandinismus und der Hindinnen nicht blos sehr umfangreich ist, sondern auch mehrere Kategorien in sich begreift.

Fahren wir fort, uns sehr literarisch zu zeigen, indem wir einige Typen dieser Kategorien anführen.

Gleichzeitig werde ich dann dem Publikum „Délassements“ oder Zerstreuung bereitet haben.

II.

Die erste Kategorie besteht aus dem echten Vollblut-Gandin. Diese Gattung ist größtentheils ein Sohn von guter Familie mit einem Titel.

Seiner Herkunft nach ist er nobel, seinem Instinct nach ein wenig plebejisch.

Wenn sein Vater ihn mit dem Gelde knapp hält, so borgt er und steckt sich mit der Sorglosigkeit eines Edelmannes aus der alten Schule in Schulden.

Er amüsirt sich nur selten und lacht nur ein Mal jährlich.

III.

Die zweite Kategorie besteht aus dem Emporkömmling als Gandin.

Kind von Proletariern, von reichen, aber außerordentlich lächerlichen Eltern geboren, hat der emporgekommene Gandin sich durch solide

Beziehungen eine Art gemischte Stellung geschaffen.

Er ist mit der Eleganz des Vollblut-Gandins gekleidet, der ihn protegirt; er ahmt auch seine Sprache und seine Haltung nach, ist aber weit sparsamer.

Gandin aus Sucht, sich sehen zu lassen, giebt er fünfzehn Louisd'or für ein Souper und fordert auf Pistolen Jeden, der von seiner Herkunft spricht.

Das Gesetz über die Titel hat ihn schmerzlich berührt.

IV.

Den Börsenmann-Gandin, welcher die dritte Kategorie bildet, kennt alle Welt.

Er ist ein kleiner junger Mann, ohne Entstehung der „Coulisse" wäre er jetzt noch Commis in einem Modewaaren- oder Tuchladen.

Die Louisd'or, welche er mit so leichter Mühe verdient, machen ihn verrückt.

Er glaubt jetzt, aus einer vornehmen Familie zu stammen.

V.

Der alte Gandin — die vierte Kategorie — bewohnt die Orchester-Sessel.

Seine Lorgnette verläßt ihn niemals; er richtet sie auf die Actricen, als ob er in der Oper wäre; er kennt ihre Namen und verliebt sich zwei oder drei Mal jährlich in eine der zum Souper Eingeladenen.

Er bildet zwei verschiedene Racen.

Die Race der „alten Marquis" und die der reichgewordenen Kaufleute.

Der alte Marquis ist ein ehemaliger Elegant von 1830, der von seiner Epoche noch einen Anflug von guter Gesellschaft bewahrt hat, welcher durchaus nicht unangenehm ist. Er nennt die Frauen „schöne Damen," vergleicht sie mit der Rose des Frühlings und bietet ihnen Bonbons gegen den Husten.

Der Kaufmann ist fast immer ein Weinhändler en gros, welcher Glück gehabt hat und sein Geschäft noch fortsetzt.

Sein Haus bringt ihm jährlich 60000 Franks ein und kostet ihm höchstens 3000. Den Ueberschuß verthut er mit den kleinen Actricen.

Er ist ein Bonvivant, sagen Damen, welche Geld von ihm borgen, der noch Ohrringe trägt, aber sich dennoch wie ein junger Mann kleidet.

Er ist verheirathet, aber seine Frau ist alt und führt die Bücher. Uebrigens will er sie nicht

hintergehen. Er hat blos die Absicht — so sagt er — ein wenig zu lachen — weiter nichts.

Sein Refrain ist: Das Leben ist ja so kurz!

Er kauft den jungen Damen gern Möbels. Er bekommt dieselben mit drei Monaten Credit, aber er bezahlt aus Prinzip baar und macht dafür seinen Disconto.

Er ist ein verderblicher Liebhaber, welcher überzeugt ist, sein Aussehen verrathe höchstens vierzig Jahre, und welcher „Schlachtopfer" zu machen sucht.

Wenn man ihm den Schlüssel zum Boudoir giebt, sagt er darin so viel Dummheiten, daß man ihn nur noch in der Küche empfangen will.

Er nennt uns „Louloutte" und fragt uns fortwährend, ob wir nicht einen Verwandten haben, der mit ihm in der sechsten Legion der Nationalgarde gedient habe.

VI.

Die „Hindinnen," die regelmäßigen Besucher der Délassements, zählen nicht so viel Nüancen wie die Gandins.

Sie sind mehr oder weniger reich, mehr oder weniger hübsch — damit ist Alles gesagt.

Sie kommen hierher aus Gewohnheit oder um der Bedürfnisse ihres Berufes wegen.

Sie amüsiren sich an den Couplets und schimpfen auf die Actricen.

Wahrscheinlich aus Eifersucht.

VII.

Nur sehr selten sieht man in diesem Theater sogenannte solide Familien.

Wenn sie sich einmal hierher verirren, dann wird Rolland, der Controlleur sehr heiter.

Er weiß, daß sie nach dem Prolog, durch die Reden ihrer Nachbarn genöthigt, unfehlbar wieder fortgehen werden und daß er ihre Logen dann nochmals verkaufen kann.

Das ist ein doppelter Gewinn.

VIII.

Unter den Zuschauern schleichen sich auch zuweilen Vaudevillisten und Journalisten ein.

Jedes neue Stück lockt eine oder zwei ausgezeichnete Persönlichkeiten herbei.

Dann geht es hoch her im Theater; man ist versucht, zu illuminiren.

Montaubry, der Tenor, beehrt das Theater an gewissen Abenden ebenfalls mit seiner Gegenwart.

Er verhöhnt die Schauspieler, das Stück, das Orchester, die Schließerinnen, den Zwischenakt, die kleinen Plätze — früher oder später wird er sich selbst verhöhnen.

Ich bin überzeugt, daß es seine Besuche in den Délassements sind, die ihn oft so heiser machen.

IX.

Victor König — ein sehr junger Jonrnalist — findet sich auch sehr fleißig ein.

Er hat Zutritt hinter den Coulissen, macht davon aber blos Gebrauch um mit Mademoiselle T... zu liebäugeln.

X.

Uebrigens sind die freien Entrées sehr beschränkt.

Es giebt aber Leute, welche trotz der Wachsamkeit der Controlleurs es möglich zu machen wissen, sich einzuschleichen.

Eines Tages ward einer dieser Burschen durch Rolland an der Thür festgenommen.

— Sie dürfen nicht hinein! sagte dieser Letztere zu ihm.

— Warum denn nicht? Ich komme ja alle Abende.

— Herr Sari hat alle freien Entrées aufgehoben.

— Das meinige auch?

— Das Ihrige auch.

— Aber mit welchem Recht, wenn ich fragen darf?

— Na — mit dem Rechte, welches jeder Director hat.

— Es ist aber unmöglich — man kann es mir nicht entzogen haben.

— Und warum denn nicht?

— Weil ich es niemals gehabt habe.

Eilftes Kapitel.

Papa Mané und das Publikum der Délassements. — Das herzliche Einverständniß zwischen den Actricen und dem Publikum. — Die Conversationen der Logen mit der Bühne. — Die Correspondenzen. — Die Einladung zum Souper. — Ein Circular. — Die briefliche Antwort einer Dame. — Zwei geistreiche Zeilen von einem „nichtgespielten" Vaudevillisten. — Der Briefträger der Délassements. — Ein Posten, der etwas einbringt. — Sein Mittel, überflüssige Lectüre zu ersparen. — Die Loge des Schließers dient als Empfangszimmer. — Achilles, der Obermaschinist. — Die Gandins in der Loge. — Ein russischer Fürst, der Kirschbranntwein trinkt und mit den Maschinisten anstößt. — Warum er nicht kommt. — Nach dem Theater. — Meine Absicht, ein Lustspiel daraus zu machen. — Was mich davon abgehalten hat. — Noch einmal Herr Jules Janin. — Dialogisirte Scenen. — Wie es möglich ist, allein fortzugehen, wenn man auf zwei Seiten zu gleicher Zeit erwartet wird.

I.

Ich bin ein rechtschaffener Historiograph und mache mir es zur gewissenhaften Pflicht, ohne Zagen auf die gefährlichen Kapitel der Beziehungen jener Actricen und Zuschauer überzugehen.

Vergebens möchte ich es verhehlen — diese Beziehungen sind vorhanden.

Papa Mané, welcher viel über die Délassements geschrieben hat, der wackere Mann! hat

schon von dem fraglichen Einverständniß gesprochen, welches zwischen dem Publikum und dem Theater herrscht.

Von den Logen nach der Bühne, sagt er, hat man sich immer was zu sagen, bald mit dem Munde, öfter durch Geberden.

Leider ist dies nur zu wahr.

II.

Die Gandins beginnen häufig Conversationen mit den Actricen.

Sie machen ihnen Complimente über ihre Toilette, ihre Aussprache und laden sie zum Souper ein.

Die Einladung zum Souper ist das erste Mittel der Gandins.

Beim Beginn der Vorstellung weigern die Actricen sich stets.

Um Mitternacht bestellt man Austern.

III.

Das sicherste und folglich am häufigsten angewendete Communicationsmittel ist das System der Correspondenzen.

Es giebt kein Theater, wo man so viel Briefe empfinge wie hier.

Sechszig bis achtzig jeden Abend ist das Minimum.

Das Sonderbarste hierbei ist, daß sie alle einander gleichen.

Wer einen liest, liest auch die anderen.

Man sollte meinen, es wäre ein Circular.

IV.

„Parquet Nr. 6.

„Mademoiselle,

„Ein junger Mann möchte unter vier Augen „mit Ihnen sprechen. Er bittet Sie deshalb „mit ihm zu soupiren. Bei Tische plaudert es „sich besser.

„Ich bitte um Antwort.

„E..., der frühere Liebhaber L....s.

„Nachschrift. — Alles in Ehren.“

V.

— Alles in Ehren, ist die geheiligte Redensart.

Sie findet sich in allen Briefen wieder.

Sie fehlt niemals, denn sie ist der einzige Beweis von Achtung, welchen man der Correspondentin giebt.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß sie es keinen Dank weiß.

Die Antwort geschieht allemal mündlich.

Ein einziges Mal hat J . . . brieflich geantwortet.

„Mein Herr!

„Sie wollen mit mir soupiren und mich unter„halten. Das ist in diesem Augenblick nicht mög„lich, weil beides schon von einem andern Herrn „geschieht.

„J . . .“

VI.

Dennoch hat kürzlich eine dieser Damen zwei wirklich geistreiche Zeilen erhalten.

Der Fall ist so selten, daß er allgemeines Staunen erregte.

Auf eingezogene Erkundigung entdeckte man daß sie von einem witzigen, aber noch nicht „gespielten“ Vaudevillisten herrührten.

Sie blieben auch ohne Antwort.

Folgendes ist es, was sie sagten:

„Wenn man Sie sieht, liebt man Sie,

„Wenn man Sie liebt, wo sieht man Sie?“

VII.

Der Ueberbringer dieser Briefe ist ein junger Mensch in einer weißen Blouse, der sich zu die=

sem Zwecke fortwährend in der Loge des Castellans aufhält.

Sein Handwerk als galanter Merkur bringt ihn viel ein.

Es ist ein sehr gesuchter Posten.

In zwei Jahren erwirbt man sich dabei in der Regel ein ganz anständiges Vermögen.

Der Vorgänger dessen, welcher dieses Amt jetzt bekleidet, hat sich in seiner Heimath zurückgezogen und ein Landgut gekauft.

VIII.

In Folge der vielen Bestellungen kennt der Briefträger der Délassements seine Kunden auf's Genaueste.

Er hat es so weit gebracht, daß er den Damen das Lesen unnützer Briefe erspart.

Das Mittel, welches er zu diesem Zwecke anwendet, spricht ungeheuer zu Gunsten seiner Beobachtungsgabe.

— Mademoiselle, hier ist ein Brief, sagt er. Ich habe blos zwanzig Sous für den Weg bekommen.

— Zu zwanzig Sous für den Weg liest man den Brief nicht.

— Zu einem Louisd'or liest man ihn noch weniger.

Man antwortet Ja, mit geschlossenen Augen.

IX.

Wenn man das Bedürfniß empfindet, sich ungehindert zu sprechen, so dient die Loge des Castellans als Empfangszimmer.

Diese Loge ist eine interessante Studie.

Sie wird von dem Obermaschinisten Achilles, einem jungen Mann von seltener Intelligenz, bewirthschaftet.

Am Tage giebt man hier Frühstücke und Diners; Abends genießt man hier Erfrischungen.

Die reichen und armen Gandins kommen, um das Vergnügen zu haben, die Damen vorbeigehen oder in der Nähe zu sehen, jeden Abend hierher, um einen Liqueur zu trinken.

Nichts Seltsameres als der Anblick dieser elegant gekleideten, mit tadellosen Handschuhen geschmückten Herren, die sich einen ganzen Abend in dieser qualmigen, ungesunden Spelunke aufhalten.

X.

Vor einiger Zeit kam ein russischer Fürst — ein wirklicher — alle Abende ohne weitere Umstände hierher, um einige Gläschen Kirschschnaps zu trinken, die er mit fünf Francs das Gläschen bezahlte.

Er stieß mit den Maschinisten an, die ihn zuletzt duzten.

Cl... ist Ursache, daß er nicht mehr kommt.

Die Maschinisten bedauern es sehr.

XI.

Der Augenblick, wo das Theater aus ist, kann als der interessanteste von allen betrachtet werden.

Es ist der Culminationspunkt der Soirée — hier entwickeln sich alle Intriguen des Tages.

Von meinem literarischen Instinkt immer mehr und mehr angetrieben, habe ich eine dieser interessanten Scenen stenographirt.

Ich überlasse sie dem Leser.

Anfangs hatte ich die Absicht, ein Lustspiel daraus zu machen, aber die Aussicht von Herrn Jules Janin kritisirt zu werden, hat mich davon zurückgehalten.

Ganz gewiß hätte er Uebles von mir gesprochen

und meine Mutter hätte sich dann nicht mehr mäßigen können.

Um seinetwillen habe ich mir das Vergnügen versagt, dramatische Schriftstellerin zu werden.

Mein Trost hierbei ist, daß ich nicht die Einzige bin, die er verhindert hat, ihr Ziel zu erreichen.

Nach dem Theater.

(Die Rue Basse. Vor dem Eingang der Schauspieler halten etwa zwanzig Wagen aller Art — vom eleganten Coupé an bis zur schlichten Droschke.

Dreißig Gandins wandeln, ihre Cigarre rauchend, im Fieber auf dem Trottoir hin und her.)

Ein brünetter Gandin. Weißt Du gewiß, daß sie kommen werden?

Sein Freund. Versteht sich. Sie hat ja zusagen lassen. Indessen stehen kann ich für nichts, weißt Du. Diese Damen sind gar so veränderlich!

Der brünette Gandin. Ist sie noch nicht heraus?

Der Freund. Noch nicht. Das Stück war

noch nicht aus, als ich mich auf den Weg machte. Die Zeit, welche ich gebraucht habe, um auf dem Boulevard herum und die Gasse herunterzugehen, ist für sie nicht hinreichend gewesen, sich auszukleiden.

Der Gandin. Sie ist hübsch.

Der Freund. Sehr hübsch! In Gesellschaft soll sie ganz amüsant sein.

Der Gandin. Räthst Du mir, sie zu behalten?

Der Freund. Das kommt darauf an. Verdoppelt Dein Vater Dir endlich Dein Taschengeld?

Der Gandin. Ja.

Der Freund. Nun, dann behalte sie —

Der Gandin. Man sagt, sie heiße?....

Der Freund (sagt ihm den Namen in's Ohr). Seien wir verschwiegen.

Der Gandin. In ihrem Costüm als „schwarzes Radieschen" macht sie sich gar nicht übel.

Der Freund. Es steht ihr wirklich gut.

Der Gandin. Sind ihre Beine wirklich von Natur so?

Der Freund. Wahrscheinlich. Man sagt, sie halte sich sehr gut.

Der Gandin. Na, gleichviel. — Sie bleibt

aber wirklich sehr lange. Ich langweile mich hier, alle diese Figuranten und Acteurs herauskommen zu sehen.

Der Freund. Sie achten nicht auf Dich. Sie sind daran gewöhnt — das kannst Du glauben.

Eine andere Gruppe.

Ein anderer Gandin. Ich sage Dir, es ist ganz verkehrt von Dir, hier zu warten. Sie wird zur Vorderthür herausgehen.

Zweiter Gandin. Sie hat mir aber sagen lassen, ich solle hier warten — deshalb warte ich hier.

Erster Gandin. Bist Dn denn förmlich verliebt in sie?

Zweiter Gandin. Ich? Lieber gar! Verliebt man sich in Schauspielerinnen?

Erster Gandin. Aber warum giebst Du Dich denn mit ihnen ab?

Zweiter Gandin. Weil an der Börse es Jeder thut. — Ich fürchte mich sonst lächerlich zu machen.

Erster Gandin. Ah! da kommen die Damen.

(In der That treten vier Damen heraus.

Drei von ihnen nehmen den Arm, der ihnen geboten wird, steigen in Wagen oder entfernen sich zu Fuße. Die vierte geht allein fort.)

Zweiter Gandin. Sie ist es immer noch nicht. — Wer ist denn die, welche da fortgeht?

Erster Gandin. Es ist die Duenna.

Zweiter Gandin. Brrr!

Erster Gandin. Gleichviel, wir warten. — Ich glaube immer, sie wird das Haus durch die Vorderthür verlassen.

Zweiter Gandin. Du bist sehr langweilig mit dem, was Du alles glaubst. Wenn sie einmal Nein gesagt hat! — Noch einmal — zünden wir eine frische Cigarre an.

Erster Gandin. Ich bin ungeheuer müde. Es ist dies die dritte Nacht, die ich durchwache — ich schlafe im Stehen.

Zweiter Gandin. Du kommst mir vor wie ein nasses Huhn. Ich habe einmal achtzehn Tage hintereinander nicht geschlafen und Niemand sah mir etwas an. Am neunzehnten war ich förmlich verdummt. Ich hätte kein Wort finden können.

Erster Gandin. Und jetzt?

Zweiter Gandin. Jetzt finde ich welche.

An der Vorderthür.

Ein anderer Gandin. Nun wird man gleich die Thüren schließen. — Sie braucht sehr lange zum Umkleiden! Alle Anderen sind schon fort! — Mein Gott, wie langweilig ist es, eine Schauspielerin zur Geliebten zu haben! Die Stadtsergeanten sehen mich lachend an. Ich bin überzeugt, daß ich aussehe wie ein Gandin, der seine gute Freundin erwartet. (Er entfernt sich ein wenig.) Es ist schon ein Uhr und also die höchste Zeit, soupiren zu gehen. Ich werde nun vor vier Uhr nicht zu Bett kommen und gleichwohl muß ich um zehn Uhr an der Börse sein. — Wie langweilig.

(Versetzen wir jetzt den Leser in die Loge der mit so großer Ungeduld erwarteten Schauspielerin.)

Die Schauspielerin (zu einem jungen Mann, der ihr beim Wiederankleiden hilft). Glaubst Du, daß die Sache ein gutes Ende nehmen werde? Man erwartet mich auf beiden Seiten des Theaters, vorn und hinten. Wie

soll ich es anfangen, um mit Dir fortgehen zu können?

Der junge Mann (der Niemand anders ist als ein Schauspieler von demselben Theater). Das ist allerdings schwierig, wir müßten denn zum Fenster hinausfliegen. Ich werde Dich indessen begleiten.

Die Schauspielerin. Es ist eine krittliche Geschichte.

Der junge Mann. Das kommt davon, wenn man zwei Liebhaber zu gleicher Zeit hat.

Die Schauspielerin. Ja, das ist die unangenehme Seite.

Der junge Mann. Wenn ich nun erst noch eifersüchtig wäre!

Die Schauspielerin. Schwatze doch keinen Unsinn.

Der junge Mann. Es ist halb Zwei. Wir müssen nun ein Mittel finden, um hier fortzukommen. Die ganze Nacht können wir nicht hier bleiben. Wenn Du Deinen Schleier herunterschlügst und recht rasch gingest, dann könntest Du vielleicht entrinnen.

Die Schauspielerin. Das ist nicht möglich. Er würde mich an meinem Kleide erkennen. Er hat es mir ja gekauft.

Der junge Mann. Und von vorn?

Die Schauspielerin. An meinem Hute — diesen habe ich ebenfalls von ihm.

Der junge Mann. Was sollen wir aber thun?

Die Schauspielerin. Es ist wirklich eine Situation wie in einem Vaudeville! Man könnte ein Stück daraus machen.

Der junge Mann. Fällt Dir noch nichts ein? —

Die Schauspielerin. O doch! So eben. (Sie kleidet sich rasch aus und legt das Knabencostüm an, in welchem sie gespielt hat.)

Der junge Mann. Herrlich! Allerliest! In Männerkleidern wird man Dich nicht erkennen. Willst Du noch einen Shawl um den Mund binden?

Die Schauspielerin. Ja, gieb her! So! — Wer mich nun erkennt, der muß eine gute Lorgnette haben. Gehe immer voran — zur Vorderthür hinaus — hole eine Droschke und erwarte mich an der Ecke des Faubourg.

Der junge Mann. Wirst Du auch kommen?

Die Schauspielerin. Ich schwöre es Dir. Ich werde ihnen zwischen den Beinen hindurchschlüpfen.

Der junge Mann. Bravo! In der That, Du bist ein starkes Weib.

Die Schauspielerin. Ich danke.

(Der junge Mann geht die Treppe hinunter, zur Vorderthür hinaus und rasch an den schildwachstehenden Gandins vorbei.)

Der junge Mann (bei sich selbst). Wartet nur, Kinderchen! Ihr werdet lange warten. Das ist eine Nacht, die Ihr auf das Gewinn- und Verlust-Conto bringen müßt.

Erster Gandin. Dreiviertel auf Zwei! Glaubst Du wirklich, daß sie so lange zum Umkleiden braucht? Ich glaube, sie kommt gar nicht.

Zweiter Gandin. Du willst mir nicht glauben — ganz bestimmt ist sie durch die Vorderthür herausgegangen. Ich bin überzeugt, daß sie uns auf dem Boulevard sucht.

Zweiter Gandin. Die Vorderthür muß längst geschlossen sein.

Erster Gandin. Jetzt öffnet sich die Thür! Sie ist es. Nein, es ist ein Mann.

(Die Schauspielerin geht als Knabe gekleidet, das Gesicht in den Shawl versteckt, an ihnen vorüber, „römpelt" den Zunächststehenden und entfernt sich ruhig, ohne erkannt worden zu sein.)

Zweiter Gandin (ihr nachsehend). Es ist

ein Theaterarbeiter. Jetzt löscht man alle Lichter aus — gehen wir, sie ist fort.

Erster Gandin. Nun so komm mit. Du wirst sie ja morgen wiedersehen.

Zweiter Gandin. Warten wir noch zwei Minuten. Wir wollen bis hundert zählen. Ist sie mit hundert noch nicht da, so gehen wir.

Erster Gandin. Ich bin es zufrieden. Aber mehr als hundert wird nicht gezählt — mach es nicht etwa wieder wie neulich, wo Du bis vier- oder fünftausend zähltest.

Zweiter Gandin. Nein — genau bis hundert. Also: Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht....

An der Vorderthür.

Der andere Gandin. Hundertdrei, hundertvier, hundertfünf, hundertsechs, hundertsieben, hundertacht, hundertneun — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Zwölftes Kapitel.

Die Plumpheit der Männer den Frauen gegenüber. — Der „Katechismus der Verliebten.“ — Ein Unterricht, dessen Bedürfniß sich allgemein fühlbar macht. — Erste Lection: Was versteht man unter den Worten: den Hof machen? — Definition. — Die Blondine; ihr Temperament, ihr Wesen; was man sein muß, um bei ihr Erfolg zu haben. — Eva, Venus, Mademoiselle Marquet. — Ravel. — Seine Meinung über die Blondinen. — Ein Ausspruch von einem meiner Freunde. — Die Brünette. — Definition der Brünette. — Wie man mit ihr sprechen muß. — Die Rothhaarige. — Wie man bei ihr Erfolg haben kann. — Die Grauen und die Weißen. — Die Graue als Blaustrumpf. — Die Verachtung, die man gegen ihre Liebhaber haben muß. — Ich. — Die Kahlköpfe. — Die Perrücken. — Die der Mademoiselle L... — Eine Flechte von ihrem Haar. — Ein Boshafter. — Eine von seinen Manieren, sich einer Dame vorzustellen. — Warum Mademoiselle S... niemals lacht.

I.

Die kleinen Unfälle, welche den Gandins — und auch andern Männern — denn die Gandins gehören zum männlichen Geschlecht — zustoßen, haben ihren Grund in der großen Unerfahrenheit dieser Herren den Frauen gegenüber.

Keiner von ihnen weiß sich richtig zu benehmen — sie sind unglücklich aus Unwissenheit. Ganz besonders in ihrer Art und Weise, den Hof zu machen, entwickeln sie eine Plumpheit und Unbeholfenheit ohne Gleichen.

Ich habe noch niemals einen einzigen Mann kennen gelernt, der sich hierbei auf intelligente Weise benommen hätte.

II.

In der menschenfreundlichen Absicht, diese sociale Lücke auszufüllen, bin ich auf den Gedanken gekommen, einen „Katechismus der Verliebten" zum Gebrauche der Unerfahrenen zu schreiben.

Ich glaube dadurch, daß ich diese Lehren hier veröffentliche, dem männlichen Theil meiner Leser einen wichtigen Dienst zu leisten. Auf diese Weise wird mein Buch seinen Nutzen haben.

III.

Wie viele können wohl dasselbe sagen?

Katechismus der Verliebten.

Frage. Was verstehst Du unter den Worten: Den Hof machen?

Antwort. Den Hof machen heißt: einer Dame, die unser Herz zu fesseln gewußt hat,

seine Gefühlen schildern und durch zuvorkommende Aufmerksamkeit ihr zu gefallen suchen.

Frage. Giebt es mehrere Arten den Hof zu machen?

Antwort. So viel man will.

Frage. Nenne uns einige von diesen Arten, wenn es Dich nicht zu sehr langweilt.

Antwort. Im Gegentheil, ich freue mich, angenehm sein zu können.

Frage. Allzuliebenswürdig, in der That — wir hören.

Antwort. So beginne ich denn.

IV.

Die Blondine.

Um einer Blondine den Hof zu machen, ist es vorher unbedingt nothwendig, daß man ihren Charakter, ihre Gewohnheiten und ihre Geschmacksrichtungen studirt babe.

Die Blondine unterscheidet sich von andern Frauen ungemein. Einige Dichter behaupten, daß sie unter allen die einzige Schöne sei.

Ich bin so ziemlich ihrer Meinung und habe auch meine Gründe dazu.

Ich bin nämlich selbst blond.

V.

Eva — die erste bekannte Hindinn, sagen immer die verliebten Dichter — war blond wie das Getreide.

Das Haar der Venus, der Schutzgöttin der Loretten, war ebenfalls von dieser so hochgerühmten Farbe.

Mademoiselle Marquet vom Vaudeville, eine der schönen Frauen von Paris, ist so blond, daß eine Deutsche darauf eifersüchtig sein könnte. Alle bemerkenswerthen Schönheiten sind blond gewesen, sind es noch, oder werden es sein.

Dieser weibliche Aphorismus wird bei den Männern wenig Widerspruch finden.

VI.

Nur Ravel, in einem Stück von Lambert Thiboust, hat von den Blondinen Uebles gesagt. Jedermann aber weiß, daß dieser amüsante Komiker sich durch seine Paradoxa auszeichnet.

Die Paradoxa aber bestätigen die Regel eben so wie die Ausnahme.

VII.

Mein Gott, wie gut ich mich heute ausdrücke!

VIII.

Die Blondine besitzt ein Temperament, welches von dem aller andern Frauen ganz verschieden ist.

Sie ist sanft, poetisch und liebt im Allgemeinen Alles, was brünett, heftig und elegisch ist.

Um ihr den Hof zu machen und um ihr zu gefallen, muß man genau alle diese Eigenschaften besitzen.

IX.

Oder reich sein.

X.

Die Blondine ist zart, schwach, schmachtend, lymphatisch.

Sie liebt die Poesie, die unterdrückten Seufzer, das Augenzwinkern, die zärtlichen Billets.

Sie glaubt noch an die Verliebten, welche drohen, sich das Leben zu nehmen.

Sie hat Thränen für die Leiden des Herzens und Mitleid mit dem Unglück der Seele.

Eine Blondine hat noch niemals den folgenden Worten widerstanden:

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, Grausame, habe ich aufgehört zu athmen.

Mitternacht.“

XI.

Sobald sie einmal Eure Geliebte ist, giebt es,

um sie zu erhalten, kein anderes Mittel, als sie von Zeit zu Zeit ein wenig zu schlagen.

XII.

Einer meiner Freunde sagte eines Tages: „Die Blondinen sind wie Eierschaum — sie wollen geschlagen sein."

Wer wird jemals das Herz der Frauen ergründen? Niemand. Nicht einmal ich, die ich doch mit zu der Genossenschaft gehöre.

XIII.

Also erstens: Man bringe die Poesie in Anwendung.

Zweitens: Man liebe die Brünetten.

Gehen wir nun zu einer andern Lection über.

XIV.

Die Brünette.

Alle schöne Frauen sind brünett.

Mit Ausnahme derer, welche blond sind.

Cleopatra war brünett; Mademoiselle Page ist brünett.

Rachel war brünett.

XV.

Die Italienerinnen, die Spanierinnen, die Türkinnen sind brünett.

Was kann man sich Schöneres denken als schwarze Augen in einem Rahmen von schwarzem Haar?

Der Typus der schönen Frau ist nach meiner Ansicht die Andalusierin.

Ihre großen schwarzblauen Augen, die nach dem Ausdruck eines Dichters die Opfer zu betrauern scheinen, die sie gemacht haben, sind das Schönste, was es auf der Welt geben kann.

Eine Blondine liebt man.

In eine Andalusierin ist man rasend.

XVI.

Das Temperament der Brünette ist dem der Blondine direct entgegengesetzt.

So idyllisch und phlegmatisch die Letztere ist, eben so feurig, lebhaft und unzähmbar ist die Brünette.

Um bei einer Brünette Glück zu machen, muß man sein:

Blond,

Tändelnd,

Leichtfertig,

Kalt.

XVII.

Oder ein Millionair.

XVIII.

Ueber eine Brünette triumphirt man ohne große Mühe. Man braucht sich gegen sie nur außerordentlich zurückhaltend und gleichgültig zu zeigen und einer ihrer Freundinnen den Hof zu machen.

Die Brünette ist vor allen Dingen eifersüchtig.

Vorher wie nachher besitzt sie eine große Gewandtheit im Ausbeuten ihrer Eifersucht.

XIX.

Noch niemals hat man eine Blondine gesehen, welche ihren schmachtenden Anbetern entgegengekommen wäre.

Dagegen ist es nicht selten, eine Brünette zu sehen, welche dem Manne, der ihr gefällt, selbst eine Liebeserklärung macht. Dennoch aber darf man sich nicht darauf verlassen.

Eine Brünette erwarten, ist ein Fehler.

Unter zehn Malen wird sie drei Mal demjenigen entgegengehen, der nicht an sie denkt.

Man sollte meinen, sie habe errathen, daß dieser sie nicht will.

XX.

Die Brünette erobert man durch das Lachen.

Wenn sie schöne Zähne hat, wenn man geistreich ist, dann ist man des Sieges sicher.

Sobald sie einmal Deine Geliebte ist, dann bleibt Dir, um ihr Geliebter zu bleiben, weiter nichts übrig, als Dich in einen Dichter zu verwandeln.

Bei allen Frauen — mögen sie sein von welcher Farbe sie wollen — ist der Unterschied zwischen dem Benehmen, welches man zeigen muß, um sie zu erobern, und dem, welches man zu beobachten hat, um sie zu behalten, ein ganz gewaltiger.

Die Braut und die Frau in der legitimen Ehe sind zwei verschiedene Personen.

Die Beneidete und die Geliebte sind in Sachen der nicht autorisirten Liebe ebenfalls zwei verschiedene Personen.

XXI.

Also!

Erstens: Man spiele den Gleichgültigen.

Zweitens: Man liebe die Rothhaarigen.

XXII.

Die Rothhaarige.

Die Rothhaarige ist die Frucht des Zusammenwirkens von blond und brünett.

Das Feuer des einen hat die Bläße des anderen versengt.

Man denke sich blondes Haar der Wirkung eines brennenden Wärmestoffes ausgesetzt und man hat das rothe.

XXIII.

Alle schöne Frauen sind rothhaarig.

Mit Ausnahme derer, welche blond, und derer, welche brünett sind.

Die Rothhaarige ist anbetungswürdig, wenn sie nicht widerwärtig ist.

Das Bezaubernde in dieser so viele Nüancen zählenden Klasse ist, daß die Frauen, aus welchen sie besteht, gut oder schlimm sind.

Kennt man eine Rothhaarige, die blos hübsch zu nennen wäre?

Entweder ist sie vollkommen schön, oder so häßlich, daß Mademoiselle X . . . sich trösten kann.

XXIV.

Um der geliebte Gegenstand einer Rothhaarigen zu werden, muß man:

Kastanienbraunes Haar haben,

Galant sein,

Zuweilen ein Dichter,
Gleichgültig aus Laune.

Man muß, mit einem Worte, den Charakter der Brünette und der Blondine gleichzeitig besitzen.

Um sie zu behalten, muß man sie verlassen.

Bei den Rothen ganz besonders haben die Abwesenden immer Recht.

Sie beten die Personen an, welche sie nicht sehen.

Ich verstehe dies übrigens — und Ihr?

XXV.

Recapituliren wir jetzt unsere Lection, wie wir in Bezug auf die Blondinen und die Brünetten gethan haben.

Vorher: Man muß gleichgültig, feurig, sanft, wüthend sein.

Während: reisen.

Nachher: sich erinnern.

XXVI.

Die Grauen.

Die Graue oder die Weiße wird hier blos der Vollständigkeit wegen mit aufgeführt.

Die jungen Leute, welche noch die Schwäche besitzen, die alten Frauen zu lieben, werden immer seltener.

Ich kenne sogar keine mehr.

Die Frau, deren Haar grau oder weiß ist, ist gewöhnlich ein unverstandener Blaustrumpf, von welchem man sich höchstens anbeten läßt, wenn man Journalist oder dramatischer Schriftsteller ist.

Es ist die entsetzlichste Liaison, die man im Leben haben kann.

Der Mann, der so tief gesunken ist, der Geliebte eines Blaustrumpfes zu werden, ist ein Wesen, welches ich mich nicht scheue, ein unglückliches zu nennen.

Der Blaustrumpf ist nur möglich, wenn er achtzehn Jahre zählt und keine Prätensionen macht.

Wie zum Beispiel ich.

XXVII.

Wenn die Frau mit grauem Haar nicht in der Literatur arbeitet und ein Mann sie dennoch liebt, so ist er nicht zu entschuldigen.

Ich kenne nur eine einzige Liebe, welche sich bis auf die Grauen und Weißen erstrecken kann.

Dies ist die Kindesliebe.

Jede andere ist vollkommen lächerlich.

XXVIII.

Die Kahlköpfigen.

Die Kahlköpfigen existiren nicht. Wenn ich sie in meinem Katechismus mit aufführe, so geschieht es aus Klugheit.

Nämlich für den Fall, daß ich früher oder später selbst das Haar verlöre.

So lange es aber auf dieser Welt noch Perrücken giebt, wird mir das nicht begegnen.

Viele Frauen tragen schon einen falschen Zopf, warum soll das übrige Haar in einem gegebenen Augenblick nicht ebenfalls falsch sein?

Die Männer sind nicht so scharfblickend, daß man sie nicht mittelst eines künstlichen Haupthaars noch an eine wirkliche Jugend glauben machen könnte.

Was ich hier sage, geschieht im Interesse der Mademoiselle L..., welche sich hartnäckig weigert, zu gestehen, daß ihr Haar dünn wird.

Sie thut sehr unrecht daran. Wäre sie offen und freimüthig, so würde sie sich die Qual des Erröthens ersparen, wenn einer ihrer Anbeter eine Locke von ihrem Haar verlangt.

XXIX.

Dies ist mein Katechismus der Verliebten. Die Lehren, welche er enthält, sind kurz, aber richtig.

Ich habe nur Andeutungen gegeben, die Strategie aber lehrt, daß wenn man das Innere einer Festung kennt, dieselbe schon halb genommen ist.

Von dieser Veröffentlichung meiner Lehren an wünsche ich, daß die Männer in ihrer Art und Weise, die Frauen zu belagern, weniger ungeschickt sein mögen.

Ich wünsche es, ohne es zu hoffen.

XXX.

Zu Anfange dieses Kapitels habe ich muthig erklärt, niemals einen Mann gekannt zu haben, welcher verstanden hätte, mit den Damen auf geschickte Weise zu sprechen.

Ich habe mich geirrt.

Ich kenne einen.

Dieser aber ist ein echter Schalk, der die Gewandtheit erfunden haben würde, wenn sie, um geboren zn werden, den Tag seiner Geburt abgewartet hätte.

Von den verschiedenen intelligenten Manieren,

sich zu präsentiren, erlaube man mir, die zu erzählen, welche er vor einigen Tagen bei einer meiner Freundinnen anwendete.

Er kannte sie nicht, er hatte sie niemals gesehen, nichtsdestoweniger aber begab er sich eines Morgens in ihre Wohnung und zog an ihrer Thür die Klingel.

Die Dienerin ließ ihn ein.

Sobald er sich einmal meiner Freundin gegenüber sah, setzte er sich, ohne ein Wort zu sprechen, und sah sie mit den Augen an wie ein Nachtwandler.

Meine Freundin brach das Schweigen zuerst.

— Womit kann ich Ihnen dienen? fragte sie, durch diese lange Stummheit sehr neugierig gemacht.

Ohne zu antworten, setzte der fragliche Schalk sein kleines Manöver fort, wendete den Kopf nach allen Richtungen und begann sich forschend in allen Winkeln des Zimmers umzusehen.

— Aber was suchen Sie denn, mein Herr? sagte meine Freundin, die sich nun in allem Ernste zu fürchten begann.

— Ach, Mademoiselle, antwortete er endlich, ich suche das Mittel, die Conversation mit Ihnen anzuknüpfen, finde es aber nicht.

XXXI.

Diese geschickte Naivetät hatte das Resultat, welches der Schalk davon erwartete.

Meine Freundin fing an laut aufzulachen. Und sie bezeichnete ihm das Mittel, welches er suchte.

Wenn eine Frau lacht, dann wird ihre Herzensgüte unerschöpflich.

XXXII.

Dies ist eben der Grund, weshalb Mademoiselle S... niemals lacht.

Letztes Kapitel.

An das Publikum.

I.

Freundlicher Leser, ich bin genöthigt, hier meine Memoiren zu schließen.

Ich habe nichts mehr zu sagen.

Wenn Du Dich über meine Kürze beklagst — was eigentlich ein Lobspruch für mich ist — so halte Dich an meine achtzehn Jahre.

II.

Lieber Leser,

Was wirst Du von mir denken?

Nicht viel Gutes, nicht wahr?

Nachdem Du mich gelesen, wenn Du mich liesest, wirst Du bei Dir sagen: Im Ganzen genommen ist es ein Scandal, dieses Buch.

Du wirst aber Unrecht haben, wenn Du dies sagst.

Dieses Buch ist weder ein Scandal, noch ein unmoralisches Werk.

Es ist die Grille eines Mädchens, die Koketterie einer Tänzerin, welche gewissen Leuten

hat beweisen wollen, daß sie im Nothfall zu sprechen und zu schreiben versteht.

Weißt Du, warum ich dieses Buch geschrieben habe?

— Nein.

Ich will es Dir sagen — in der Aufrichtigkeit meiner Seele.

Ich habe es geschrieben, um jenen unsinnigen Schriftstellern ein wenig auf die Finger zu klopfen, welche geglaubt haben, sehr boshaft gegen mich zu sein, indem sie mich mit Berühmtheit zum Nachtheile Derer überhäuften, welche es wirklich verdienten.

Ich lebte ruhig in meiner Dunkelheit; meine Wünsche waren allerdings nicht die eines schlichten Junggesellen, wohl aber die einer schlichten Tänzerin — jene Herren haben mich gezwungen, mein Leben öffentlich zu machen. — Ich habe es öffentlich gemacht.

Meine Existenz liegt jetzt offen zu Tage und Rigolboche hat für ihre Zeitgenossen kein Geheimniß mehr.

Ich sage nochmals, klage mich nicht zu hart an, lieber Leser. Wenn ich auf andere Leute gehört hätte, so hätte ich entsetzliche Dinge geschrieben.

Zum Beispiel, was ich gesehen habe.

Aber ich habe nicht den Scandal ausbeuten wollen.

III.

Verzeihe mir die Nachlässigkeiten meines Styls, meine rhetorischen Fehler und meine orthographischen Schnitzer.

Entschuldige, mit einem Wort, die Fehler des Autors — wie man früher sagte — zu Gunsten seiner Bescheidenheit.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Badel, Marguerite,

Memoiren der Rigolboche, erster Tänzerin vom Théater Délassements-Comiques in Paris Geziert mit ihrem Portrait

Berlin 1861